



Leseprobe

Bernhard Hennen
Schattenelfen - Die Blutkönigin
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 21. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

BERNHARD
HENNEN

SCHATTENELFEN
DIE BLUTKÖNIGIN

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No 01967

Copyright © 2021 by Bernhard Hennen
Copyright © 2021 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Uta Dahnke
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München,
unter Verwendung einer Illustration von Kerem Beyit
Karten im Innenumschlag: Andreas Hancock
Illustration Elfenknoten: Olaf Sigel
Herstellung: Mariam En Nazer
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27332-0

www.heyne.de

Für die Schöne vom großen Fluss



»Wer sich nicht bewegt, spürt seine Fesseln nicht!«

(Rosa Luxemburg zugeschrieben)



EIN LETZTES MAL

Ein letztes Mal würde er seine Abscheu überwinden und mit aller Hingabe das Falsche tun. Sobald diese Jagd jedoch vorüber war, würde er mit dem Gemetzel an wehrlosen Tieren für immer aufhören, schwor sich Laurelin.

Der Elf lauschte den Geräuschen des erwachenden Waldes. Das Holz knarrte in der Kälte. Der Ruf eines Eisvogels erklang vom nahen Bach. Nebel trieb zwischen den mit Raureif überkrusteten Bäumen. Goldene Lichtbahnen stießen durch den Dunst und ließen Eiskristalle aufblinken, als habe der Wald diamantenen Schmuck angelegt, um den Winter zu begrüßen.

Doch der ließ sich Zeit in diesem Jahr. In der Nacht hatte ein eisiger Nordwind sein Nahen angekündigt. Aber noch war kein Schnee gefallen. Noch bedurfte es eines wachen Auges, um die Fährten im Laub zu sehen. Die beiden Füchse waren gekommen, ganz wie Morwallon es vorausgesagt hatte.

Der würzig bittere Duft des Herbstlaubs hing in der Luft. Laurelin roch die Losung eines Bären, dicht bei den frostweißen Brombeerbüschen, weiter links am Hang.

Die Hand des Jägers tastete nach dem Köcher an seiner Hüfte.

»Er ist längst fort«, sagte Morwallon mit der Bestimmtheit, die wie stets seinen wenigen Worten das Gewicht unverrückbarer Wahrheit verlieh. Es folgte keine Erklärung, wie er zu seiner Gewissheit kam. Man konnte von ihm kaum lernen, konnte ihn nur beobachten und spekulieren. Das Wissen, das ihn zu dem gemacht hatte, der er war,

gab er nicht preis. Aber er war ein Jäger, dem das Glück hold war, und deshalb war Laurelin mit ihm gegangen. Morwallon hatte ihn tief in die Snaiwamark geführt, in das Königreich der Trolle.

Laurelin blieb dem Elfen, der so viele Jahrhunderte älter war, auf den Fersen. Lautlos bewegte sich Morwallon. Er knickte keinen Ast, keinen der fahlen Grashalme. Eine sanfte Brise, die durch den Wald ging, hätte nicht mehr Spuren hinterlassen als er.

Morwallon folgte dem Hang. Er schritt, ohne zu zögern, stur und von sich selbst überzeugt. Gegen jede Vernunft hoffte Laurelin, dass sich der alte Jäger irrte. Der stieß ein selbstgefälliges Schnauben aus und deutete auf einen kleinen Durchschlupf im Brombeerdickicht.

Laurelin sah das Weiß zwischen den Ästen. Es war seidig und nicht kristallen wie der Raureif. Die beiden Füchse trugen schon den schneeweißen Winterpelz.

»Gier«, zischte Morwallon und bedachte Laurelin mit einem bedeutsamen Blick. Der alte Jäger wusste, dass er nur mitgekommen war, um seine Pelze nach Rosan zu bringen, damit sich die Pforten nach Langollion für ihn öffneten. Langollion, das Fürstentum, in dem jeder frei nach Erfüllung in seinem Leben suchte. Ein Ort ohne Zwänge, an dem alle glücklich waren.

Laurelin trat zu seinem Gefährten, der bei dem Dickicht kauerte und vorsichtig die Ranken auseinanderbog. Bei dem Kadaver des Hasen, den sie hierhergebracht hatten, lagen die beiden Schneefüchse. Die Zungen hingen ihnen aus den Schnauzen. Morwallon jagte bevorzugt mit Drahtschlingen. So nahmen die kostbaren Felle keinen Schaden.

»Gier und Liebe ohne Verstand ...« Der Jäger griff nach dem ersten Fuchs und löste die Drahtschlinge von dessen Hals.

Auch wenn Laurelin längst nicht die Meisterschaft des alten Jägers besaß, vermochte er die Spuren zwischen den Ranken zu lesen. Es war alles genauso gekommen, wie Morwallon es vorausgesagt hatte.

Sie hatten den Köder auf den Wildpfad im Dickicht gelegt, wo sie die Füchse zwei Tage zuvor gesehen hatten. Offenkundig war der Fuchsrüde zuerst gekommen und hatte sich in einer der Schlingen verfangen. Dann hatte die Fähe versucht ihn zu befreien. Morwallon hatte das vorausgesehen und mehrere Schlingen so ausgelegt, dass sie sich darin verfangen musste, wenn sie versuchte dem Rüden zu helfen.

»Ist noch Leben in dir?« Morwallon hatte jetzt die Hand nach dem Weibchen ausgestreckt, das zu zucken begann, obwohl es eben noch wie tot im Dickicht gelegen hatte.

»Zähes, kleines Biest«, sagte der alte Jäger voll Anerkennung, als sich seine schlanke Hand um die Kehle der Fähe schloss.

Ein Geräusch ließ Laurelin herumfahren. Ein Rascheln im trockenen Laub. Er kniete sich in seinen Eibenbogen und zog die Sehne auf.

Auf dem Hügelkamm über ihnen zeigte sich ein Eber mit mächtigen Hauern. Die Flanken des Tieres waren ergraut, wie er wusste. Es zitterte, sein Atem ging schwer. Abwägend blickte es zu ihnen hinab.

»Da stimmt was nicht«, flüsterte Morwallon. »Schieß!«

Es war seltsam, wie der Eber sie betrachtete. Gar nicht tierhaft. Gestern war er schon einmal hier gewesen. Auch da hatte Laurelin das Gefühl gehabt, dass das mächtige Tier sie beobachtete. Dabei stand der Eber so, dass er ein schlechtes Ziel bot. Vor allem sein Kopf war zu sehen, die Flanken verdeckt, als wüsste das Biest, dass ein Pfeil seinen dicken Schädelknochen auf diese Entfernung nicht durchschlagen konnte.

Ein Schauer überlief Laurelin, und die feinen Härchen in seinem Nacken und auf seinen Armen richteten sich auf. Er vermeinte eine abschätzende Bosheit im Blick des Ebers zu erkennen ...

»Schieß!«, zischte Morwallon.

Der Eber senkte seinen massigen Schädel, als wolle er den Hang hinabpreschen. Er schnaubte. Sein Atem wogte in weißen Wolken um seine Nüstern.

Laurelin tastete nach seinem Köcher. Er musste eines der Augen seitlich am Kopf treffen. Kein leichtes Ziel.

Die Finger des Elfen tasteten über die Befiederung der Pfeile. Sein Blick blieb fest auf den Eber gerichtet.

Plötzlich warf sich der Eber herum und verschwand hinter dem Hügelkamm.

»Das ist nicht geheuer.« Morwallon hielt noch immer die Kehle der Fähe umklammert. Das Tier zuckte nicht mehr. »Lass uns von hier verschwinden. Schnell!« Er nahm die toten Füchse und ging ohne ein weiteres Wort, als seien düstere Ahnungen etwas, wovor man davonlaufen konnte.

Laurelin glaubte nicht an Omen oder ein vorherbestimmtes Schicksal. Was aus ihm wurde, hatte nichts mit dem Erscheinen eines seltsamen Ebers zu tun, sondern nur damit, wie er sich nun verhielt. Er nahm die Hand vom Köcher. Der kleine Finger seiner Rechten juckte, und er rieb ihn fahrig an seiner Kleidung. Dieses Jucken quälte ihn stets, wenn er angespannt war. Mit weiten Schritten folgte er Morwallon. Sie sollten die Jagdgründe der Trolle verlassen. Die weißen Füchse waren ein kleines Vermögen wert. Ihre Pelze glänzten und waren besonders dicht. Makellos! Sie hatten genug Beute gemacht. Endlich würde er das Leben führen können, von dem er schon so lange träumte.



IN DER HAUT DES TIERES

Goldmähne hatte einen Flugzahn aus dem Lederrund ziehen wollen.

Er aber war alt und erfahren. Er stürmte den Hang hinab und hinein ins Dickicht. Er kniff die Augen zu. Äste griffen in sein dichtes Fell, aber sie vermochten ihn nicht aufzuhalten. Seine Hufe trommelten auf dem weichen Boden. Sein Atem ging schnell. Er war so weit gelaufen.

Und immer noch war da dieser Geschmack von Blut. Er erinnerte sich, wie sich seine Hauer in das weiche Fleisch gegraben hatten, wie er kraftvoll den Kopf hin und her geworfen hatte. Wie seine Hauer das Fleisch zerfetzten und Blut sprühte. Und an das wütende Gebrüll.

Aber er war den grauen Schreiern davongelaufen.

So lange war er gelaufen. Er sehnte sich nach einem Versteck im Unterholz. Nach Rast. Danach, dass er nicht mehr hechelnd vor Erschöpfung atmete.

Seine Hufe zerdrückten das Herbstlaub.

Er musste weiterlaufen. Da war wieder ein Bild, tief in ihm. Ein Kreis aus Steinen, in dessen Mitte alles schwarz war. Der Geruch von Häuten und Tod. Er war dort schon einmal gewesen, hatte Goldmähne und den Alten betrachtet, obwohl er mit den Zweiläufigen nichts zu tun haben wollte. Alle Zweiläufigen waren gefährlich! Es war klug, sich von ihnen fernzuhalten.

Er hatte einmal gesehen, wie ein Flugzahn an einem langen Stock eine Hirschkuh mit nur einem Biss getötet hatte. Sie waren so schlimm

wie die großen Adler, die im letzten Winter eine seiner Bachen geholt hatten.

Und dennoch strebte er ihrem Lager entgegen. Etwas zwang ihn, das zu tun und nicht bei seiner Rotte zu sein. Er wollte seine Läufe zwingen, ihn in eine andere Richtung zu tragen, doch gehorchten sie ihm nicht. Er brach aus dem Dickicht und eilte in Richtung Sonnenaufgang. Er preschte durch das hohe Gras, das sein saftiges Grün verloren hatte, vorbei an der Suhle, die er so gerne besuchte, wo das Wasser, das aus der Tiefe drang, warm und schmeichelnd war und der Boden sich in Herbst und Winter stets in Nebel hüllte.

Hinter dem Nebel fand er seine alte Fährte und folgte ihr zu dem Platz, wo ein Fels den Wind abhielt und ein Kreis von Steinen die Schwärze umschloss, die blieb, wenn die beißende Hitze gegangen war. Hier hatten die Zweiläufigen ihr Lager, zu dem sie immer wieder zurückkehrten, so wie er zu seiner Suhle.

Er umrundete das Lager, immer und immer wieder. Seine Läufe gehorchten ihm nicht. Endlich wandte er sich ab, grunzend vor Erschöpfung. Ein kühler Wind fuhr ihm durch das Fell. Er wollte rasten, wollte seine Hauer in schwarzem Erdreich vergraben, bis er die köstlichen, weichen Knollen fand. Aber die fremde Rastlosigkeit ließ ihm keine Ruhe.

Er sah den großen, grauen Stein mit den tiefen Narben. Das Bild war nicht vor seinen Augen, es war tief in ihm. Unwillig warf er seinen schweren Kopf hin und her. Er wollte nicht dorthin. Der Platz machte ihm Angst. Nie ließ sich ein Vogel auf diesem Stein nieder. Selbst der Wind schien vor ihm zurückzuschrecken.

Er warf sich herum, fiel in einen leichten Trab, getrieben dorthin zu hasten, wohin er nicht wollte.



DAS JAGDRUDEL

Morwallon zog sein Messer und durchtrennte den Strick, an dem sie den Sack mit den Fellen an dem Baum hinaufgezogen hatten.

Mit dumpfem Laut fiel er dicht neben Laurelin zu Boden. Der Bogenschütze bückte sich nach dem Rucksack mit dem Eisenkessel und den Vorräten.

»Lass das hier!«, fuhr Morwallon ihn an. »Das hält uns nur auf.«

»Wovor laufen wir fort? Was hast du in dem Eber gesehen?«

Mit geübten Schnitten zog der Jäger den beiden Füchsen das Fell ab. Bei ihm sah es so leicht aus, wie einen Wollstrumpf vom Bein zu streifen. Hastig schlug er die Felle in ein altes Leinentuch ein. Plötzlich hielt er mitten in der Bewegung inne. Er drehte den Kopf und blickte nach Westen. Seine Nasenflügel zitterten wie bei einem Raubtier, das Witterung aufnahm.

Hastig stopfte Morwallon die beiden Felle in den Sack mit der restlichen Beute. »Lauf!«

Laurelin folgte seinem Blick. Ein breiter Streifen glühenden Rots am Horizont war der letzte Gruß des sterbenden Tages. In den Niederungen der sanft geschwungenen Landschaft sammelte sich Nebel, aus dem die Kuppen der Hügel wie Inseln ragten. Auf einem graste eine Herde von Büffeln. Hier und dort gab es kleine Wälder. Laurelin bemerkte einige auffliegende Raben, etwa eine Meile entfernt. Was hatte sie aufgescheucht?

Morwallon war fast im Nebel verschwunden. Mit einem leisen

Fluch folgte Laurelin dem alten Jäger. Was fürchtete er? Ein paar Trolle? Laurelin wusste, dass Morwallon ihn vor allem wegen der Trolle mitgenommen hatte. Es gab eine berühmte Geschichte über ihn. Morwallon war bei den Maurawan gewesen, die ins Fjordland gezogen waren, um Königin Emerelle zu retten. Als Späher war er allein von drei Trollen gestellt worden. Sie hatte ihn im Wald angegriffen. Nur fünfzig Schritt entfernt waren sie aus einem Versteck hervorgebrochen. Er hatte jeden von ihnen mit einem Schuss ins Auge getötet. Der dritte war ihm so nahe gekommen, dass er sterbend auf ihn stürzte. Zwei Tage hatte Morwallon im Schnee unter dem Troll begraben gelegen, unfähig, sich unter dem massigen Hünen hervorzuwinden. Er war halb erfroren, als die Maurawan, die nach ihm suchten, in den kleinen Wald kamen.

Jeder Elf im Norden kannte diese Geschichte. Doch Morwallon war nicht mehr der Krieger, der er einst gewesen war. Seine Hände zitterten manchmal, wenn er den Bogen hielt, und sein Blick war nicht mehr scharf wie der eines Falken. Er hatte ihn, Laurelin, ausgewählt, um diese Heldentat zu wiederholen, sollten sie von einem Jagdrudel Trolle überrascht werden. Die grauen Hünen schlossen sich selten zu größeren Rudeln zusammen, wenn sie auf die Pirsch gingen. Laurelin war sich sicher, drei oder vier von ihnen töten zu können, solange ihm fünfzig Schritt blieben, um zu reagieren. Aber es wurde Nacht, der Nebel erhob sich aus den Senken, und er wusste nicht einmal, ob sie vor Trollen davonliefen oder vor etwas ganz anderem. Wenn Morwallon nur reden würde!

Laurelin lauschte in die Dunkelheit. Da war kein verdächtiges Geräusch. Keine Witterung, die nicht zu den ziehenden Büffeln passte. Die Trolle rieben ihre Haut gern mit Fett ein. So roch man sie oft schon, bevor man sie sah.

Das hohe Gras war feucht vom Nebel. Ein Wind kam von Norden auf und schnitt Laurelin scharf ins Gesicht. Er spielte mit dem

Nebel. Zerpflückte ihn. Gaukelte dem Blick Gestalten vor, wo es nur wogenden Dunst gab.

Ab und zu hielt Morwallon an und nahm Witterung.

Die ganze Zeit über hielt Laurelin den Bogen in der Linken. Seit Stunden schon war die Sehne aufgezogen. Bei jedem Herzschlag rechnete er damit, die wilden Schlachtrufe von Trollen zu hören. Das Eibenholz und die Sehne würden an Kraft verlieren, wenn er die Waffe immerzu gespannt ließ.

Laurelin blickte zum Mond hinauf. Er war zu zwei Dritteln voll. Keine Wolke zog über den Himmel. Das silberne Licht ließ die Hügelkuppen aussehen, als schwebten sie über dem Nebel. Es war eine Nacht voll magischer Schönheit. Eine Nacht, die er vielleicht auch dann durchwacht hätte, wären sie nicht auf der Flucht.

Etwa eine halbe Meile vor ihnen erblickte Laurelin den Wolfesdrüzzel, einen großen, grauen Felsen, der sich in einer Senke aus dem verdorrten Gras erhob. Er erinnerte entfernt an eine Wolfschnauze. Es war der Ort, der ihnen die Flucht ermöglichen würde.

Plötzlich hob Morwallon den rechten Arm und ging in die Hocke. Das Gras wuchs hier besonders hoch, es verbarg sie fast ganz, als auch Laurelin niederkniete.

Er sog scharf die Luft durch die Nase ein. Er roch nichts Verdächtiges. Aber es mochte sein, dass der Geruchssinn des alten Jägers schärfer war als der seine.

»Wenn sie uns erwarten, dann hier«, flüsterte Morwallon.

Am Wolfesdrüzzel lag einer der zwei großen Albensterne im Umkreis von mehr als hundertfünfzig Meilen. Es war leicht vorhersehbar, dass sie zu einem der beiden Albensterne flüchten würden, wenn eine Hetzjagd begann. Aber wovor liefen sie davon?

»Wir trennen uns«, zischte Morwallon. »Du näherst dich dem Stein von Süden, ich von Norden. Und sei vorsichtig. Du wirst sie eher riechen als sehen.«

Ohne seine Antwort abzuwarten, verschwand der alte Jäger im Nebel. Laurelin fühlte sich verraten. Warum teilte Morwallon seine Befürchtungen nicht mit ihm? Was ging hier vor? Oder wollte der Jäger ihn einfach loswerden?

Laurelin wartete, horchte in die Nacht. Da war kein Geräusch. Er blieb im hohen Gras knien und wog seine Möglichkeiten ab. Etwas war dort im Dunkel. Etwas suchte nach ihnen. Aber er verstand nicht, was es mit dem Eber zu tun hatte. War das Tier besessen? Oder vermochte es zu zaubern? Oder war es Morwallon, der besessen war? Vielleicht war sein Gefährte einfach zu alt. Vielleicht hatte er zu vieles gesehen, und die Erinnerung an die Schrecken der Vergangenheit verstellte ihm den Blick auf das, was in der Gegenwart tatsächlich vor sich ging.

Laurelin wandte den Kopf in alle vier Himmelsrichtungen. Er roch die Feuchtigkeit und den schweren, schwarzen Boden. Da war ein Hauch von nassem Pelz im Süden. Aber es war ihm unmöglich zu sagen, was für ein Pelztier es war. Und etwas Kleines bewegte sich im Westen durch das hohe Gras. Ein Fuchs vielleicht?

Laurelin richtete sich auf. Vorsichtig hielt er das Gras zur Seite, setzte jeden Schritt mit Bedacht und wagte kaum zu atmen. Jetzt erkannte er den Geruch. Diese unverwechselbare Mischung von Ausdünstungen. Irgendwo vor ihm verbarg sich ein Keiler im hohen Gras.

Der Elf verharrete. Einen Herzschlag. Zwei. Er tastete nach dem Köcher an seiner Seite, schlug die Klappe zurück, die seine Pfeile vor der Feuchtigkeit schützte. Seine Fingerkuppen tasteten über die Nocken aus Horn und die Befiederung der Schäfte. Sie alle unterschieden sich. Er fand den Pfeil, den er gesucht hatte. Den mit der schweren, dreikantigen Spitze. Er war dazu gefertigt, Plattenrüstungen zu durchschlagen. Traf er im rechten Winkel auf, vermochte er fast jeden Helm zu durchdringen. Dieser Pfeil würde

vielleicht auch den dicken Schädelknochen des Ebers durchschlagen, wenn er nahe genug an ihn herankam.

Er hakte den Pfeil in die Sehne. In der Finsternis würde er den Eber erst im allerletzten Augenblick sehen. Er sollte sich mehr auf seine anderen Sinne verlassen.

Eine sanfte Bö entlockte dem hohen Gras ein leises Rauschen. Der Nebel geriet in Bewegung. Wie ein Reigen tanzender Geister wirkte er im Mondlicht.

Der Geruch des Eberfells war nun sehr deutlich. Der Schwarzkittel konnte nicht mehr weit entfernt sein. War da ein leises pfeifendes Geräusch?

Laurelin fand eine Gasse niedergetrampelter Halme. Und dann sah er ihn. Gestalt gewordene Dunkelheit. Keine drei Schritt entfernt. Der Eber! Er lag am Boden.

Mit angehaltenem Atem näherte sich Laurelin und zog die Sehne durch.

Die Läufe des Ebers zitterten schwach.

Angespannt beobachtete der Elf den Schwarzkittel. Mit dem Tier stimmte etwas nicht.

Er nahm den Pfeil von der Sehne und schob ihn zurück in den Köcher. Vorsichtig näherte er sich.

Noch ein Schritt.

Er beugte sich vor.

Der Atem des Ebers war nur noch ein saches Pfeifen. Laurelin berührte die drahtigen Borsten. Der Körper fühlte sich kalt an. Das Herz schlug schwach und unregelmäßig. Der alte Keiler war zu Tode erschöpft. Er würde sich nicht mehr erheben.

Dunkle Augen blickten zu ihm auf. Da lag nichts Lauerndes mehr in dem Blick. Nichts, was unnatürlich wirkte. Nur das Wissen um den nahen Tod.

Der Nebel über Laurelin zerriss. Fahles Licht leuchtete den

letzten Ruheplatz des Ebers aus. Da war etwas ... Laurelin stieg über den Schwarzkittel hinweg und fand noch mehr niedergedrücktes Gras. Etwas hatte hier gelegen. Viele Stunden lang.

Laurelin flüsterte ein Wort der Macht. Er konzentrierte sich auf das Licht. Fasste es zusammen, lenkte es. Er legte die Rechte flach und mit weit ausgestreckten Fingern in die Mitte des niedergedrückten Grases. Da war ein Hauch von Wärme. Es war noch nicht viel Zeit verstrichen, seit sich derjenige erhoben hatte, der hier auf den Eber gewartet hatte.

Laurelin kratzte sich nervös am kleinen Finger seiner Rechten. Da war wieder dieses unerträgliche Jucken. Er musste sich beherrschen, sonst würde er sich den Finger blutig kratzen. Dieses verfluchte Jucken!

Das Licht, das er eingefangen hatte, zerstreute sich wieder. Derjenige, der den Eber erwartet hatte, war wahrscheinlich zum Albenstern gegangen. Durch das magische Portal konnte er überallhin fliehen. Seiner Fährte im Netz der magischen Pfade zu folgen überstieg Laurelins Möglichkeiten.

»Komm!«

Das war die raue Stimme Morwallons. Bestimmt war der Jäger schon an dem Portal. Laurelin blickte auf den sterbenden Eber und das niedergedrückte Gras. Er würde nicht mehr herausfinden, wer hier geruht hatte. Und was scherte es ihn? Nur noch ein Tag, und er wäre in Langollion.

Entschlossen wandte er sich ab und strebte durch das hohe Gras dem Menhir entgegen. Tief sog er die nebelfeuchte Luft ein. Es war kalt. Der Atem stand ihm in kleinen Wolken vor dem Mund. Da war kein ungewöhnlicher Geruch. Kein Geräusch.

Er kratzte sich am kleinen Finger. Nur dieses verfluchte Jucken.

Morwallon kauerte vor dem großen Stein. Im Mondlicht wirkten die verschlungenen Muster in der Oberfläche des Menhirs wie Narben.

Der alte Jäger war ganz in sich versunken. Leise murmelte er die Worte der Macht, um das verborgene Tor am Schnittpunkt der sieben Alpenpfade zu öffnen.

Laurelin schlug die Klappe seines Köchers zurück und strich über die Nocken seiner Pfeile, um sich von dem unerträglichen Jucken abzulenken.

Zwei Lichtsäulen wuchsen rechts und links von Morwallon aus dem Gras, dick wie die Stämme zwanzigjähriger Eichen. Das Licht hatte das satte Gelb von Butterblumen. Ein weiteres Licht kam hinzu. Blassorange. Es wand sich um die Säulen wie Efeu, das einen alten Baum erdrosselte.

Weitere Lichtstränge rankten empor. Fahlgrün, rot, blau, als wollten sich die Farben eines Regenbogens um die Säulen versammeln. Die Säulen selbst aber krümmten sich und strebten einander entgegen, bis sie sich zu einem Torbogen vereinten.

Laurelins Fingerspitzen tasteten über eine Nocke, erfassten ihre Form, die Art, wie der leimgetränkte Faden um den Schaft darunter gewickelt war. Dies war ein Pfeil mit einer breiten Blattspitze, dazu geschaffen, klaffende Wunden zu schlagen. Wunden, durch die viel Blut rann ...

Eine schwarze Fläche erschien im Torbogen und verspernte den Blick auf den Menhir. Einen Herzschlag lang nur, dann war ein goldener Pfad zu sehen. Und riesige Gestalten. Nackt, mit narbenübersäten Körpern, grau wie Granit. Sie hielten Keulen und Steinäxte in ihren plumpen Händen. Starrten sie mit böartigen, kleinen Augen an.

Eine Gestalt stach zwischen den Hünen hervor. Sie war als einzige bekleidet, wenngleich ihr Gewand wie Lumpen wirkte. Es bestand ganz und gar aus Streifen von altem Fell und Leder, die ohne Ordnung zusammengenäht waren. Die großen Hände waren mit schmutzigem Leinen umwickelt. Vor dem Gesicht trug die

Gestalt eine Maske aus verschrumpelter Haut. Kalte graue Augen blickten auf Laurelin herab.

»Wir haben euch erwartet, Elflein«, ertönte eine tiefe Stimme hinter der Maske.

Laurelin riss den Pfeil aus dem Köcher. Mit einer fließenden Bewegung hakte er die Nocke in die Sehne.

Morwallon drückte den Arm, mit dem Laurelin den Bogen hielt, nieder. »Zu viele, zu nah.«



AM SEIDENEN FADEN

Adelayne drückte die Flamme auf der Öllampe neben dem großen Bett aus und flüsterte ein Wort der Macht. An der Aura der jungen Elfe konnte sie beobachten, wie diese aus einem unruhigen Halbschlaf in einen tiefen Schlummer hinüberglitt.

Ruhig betrachtete die Zauberweberin den Fürsten. Er war alt ... Es gab Heldenlieder über Bonnefays große Taten in der Vergangenheit. Seine Taten der letzten Jahrzehnte würden keinen Barden je zu einem Lied inspirieren. Über sie wurde nur getuschelt. Er holte sich die jungen Mädchen aus den Elfenfamilien, die seiner Macht und seinem Namen nichts entgegenzusetzen hatten. Manche legten ihm ihre Töchter freiwillig ins Bett, weil sie sich Vorteile davon erhofften. Bei den meisten war es nicht so. Adelayne hatte nicht lange suchen müssen, um eine Familie zu finden, deren Tochter bald in das gefährliche Alter kam und die gern eine beträchtliche Summe Goldes gegen das Leben Bonnefays eintauschen wollte.

In der völligen Dunkelheit des Zimmers vermochte Adelayne allein die Auren der beiden zu sehen. Während die Aura des Mädchens blassgrau vor Angst war und fast unsichtbar blieb, erstrahlte die des Fürsten im Scharlachrot der Selbstgefälligkeit und übertriebenen Sinnlichkeit.

Im Licht der Aura vermochte die Zauberweberin sein Antlitz gerade noch zu erkennen. Das übrige Zimmer blieb im Dunkel. Bedächtig nahm Adelayne den dicken Seidenfaden aus der Tasche an ihrem Gürtel und rollte ihn ab. Mit ausgestrecktem Arm hielt sie ihn über Bonnefays Gesicht. Sein Mund war leicht geöffnet. Der Faden pendelte im Atem des Fürsten.

Mit der Linken nahm Adelayne die kleine Phiole aus der Gürteltasche. Viele Tage hatte sie an dem Gift gewirkt. Es aus den Schwefelpilzen zu destillieren war nicht schwer gewesen, doch ihm seinen Geruch und den bitteren Geschmack zu nehmen hatte sie endlose Stunden gekostet. Es würde Bonnefays Herz immer schneller schlagen lassen, bis es schließlich vor Anstrengung zerspringen musste. Ein schneller und dennoch sehr schmerzhafter Tod. Vor allem aber würde es so aussehen, als habe ihm diese letzte Liebesnacht zu viel abverlangt. Niemand würde an einen Mord denken.

Sie hob die Phiole, bis sie spürte, dass diese die Seide berührte. Dann ließ sie den Faden ein wenig sinken. Undeutlich sah sie das selbstgefällige Antlitz des Fürsten im pulsierenden Licht der Aura. Das Ende des Fadens fand seinen Mundwinkel. Bonnefay gab ein unwilliges Knurren von sich. Adelayne verharrte, wagte nicht einmal mehr zu atmen. Sie wusste nur zu gut um seinen Ruf als Krieger. Wenn er aufwachte, bevor das Gift wirkte, würde er sie binnen weniger Herzschläge überwältigen.

Geduld, ermahnte sie sich stumm. Albenmark würde nach dieser Nacht ein besserer Ort sein. Sie nahm Gold für ihre Morde, ja, aber sie

suchte sich ihre Opfer sorgfältig aus. Sie hatte nie jemanden getötet, der unschuldig war.

Bonnefay fuhr sich im Schlaf mit der Zunge über die Lippen. Adelayne hob die Phiolen. Ein einzelner Tropfen rann den Seidenfaden hinab zum Mundwinkel des Fürsten. Das mochte er vielleicht noch überleben, doch es würde eine schreckliche Nacht für ihn werden. Sie hob die Phiolen erneut und dachte an all die Mädchen, die er sich geholt hatte. Wahrscheinlich hielt er sich auch noch für einen unwiderstehlichen Liebhaber. Er sah nicht schlecht aus, hatte hohe Wangenknochen, eine scharf geschnittene Nase und sinnliche Lippen. Wann hatte er begonnen, innerlich zu verrotten?

Der zweite Tropfen erreichte seinen Mundwinkel. Sein Tod war jetzt unabwendbar. Aber bei dieser Dosis mochte es bis zu einer halben Stunde dauern, bis er verreckte. Er sollte schnell und lautlos sterben, auch wenn er einen leichten Tod nicht verdient hatte.

Ein weiterer Tropfen, klar wie eine Träne, rann den Faden entlang.

Der regelmäßige Atem des Fürsten brach ab, noch bevor das Gift seinen Mundwinkel erreichte. Er schlug die Augen auf und blinzelte verwundert. Dann griff er sich mit der Rechten an die Brust und tat einen tiefen Seufzer.

Der dritte Tropfen versickerte zwischen seinen Lippen. Adelayne zog den Seidenfaden hoch und trat einen Schritt vom Bett zurück.

»Wer ist da?«, fragte Bonnefay und rang um Luft. Er presste sich auch die zweite Hand auf die Brust und richtete sich im Bett auf.

Adelayne wich weiter zurück und beobachtete, wie sich die Aura des Fürsten veränderte. Das Scharlachrot wurde zu einem dunklen Rot, das beinahe die Farbe von Blut hatte. Es flackerte unruhig. »Wer bist du?«, keuchte der Fürst mit sich überschlagender Stimme. Er tastete, über den Körper des schlafenden Mädchens hinweg,

nach dem großen Spiegel an der Wand. Seine Aura brannte nun hell wie eine Fackel und bildete Tentakel aus, die in Adelaynes Richtung griffen, sie jedoch nicht erreichten.

»Ich bin der Tod«, sagte die Elfe leise. Sonst waren melodramatische Phrasen so gar nicht ihre Art, doch dem Fürsten dabei zuzusehen, wie das Leben aus ihm wich, erfüllte sie mit einer tiefen Genugtuung.

Bonnefays Atem wurde zu einem hektischen Hecheln. Die Tentakel verblassten. Löcher fraßen sich aus dem Inneren seiner Aura nach außen. Er sank auf die Kissen zurück, gab Laute von sich, die sich nicht mehr zu Worten fügen wollten. Dann war er still. Das Leuchten der verbliebenen Aura verlor an Strahlkraft. Es erinnerte an die ersterbende Glut eines Feuers.

Adelayne schlich zur Tür. Sie würde in das Bett des Hauptmanns Lavalle zurückkehren. Sie hatte dem Krieger einen leichten Schlaftrunk verabreicht. Morgen würde sie das prächtige Herrenhaus verlassen und ihrer Wege gehen. Es gab noch viele Ungeheuer, gegen die niemand das Schwert zu führen wagte. Sie würde nicht lange nach der nächsten Herausforderung suchen müssen.



EIN FALSCHES WORT

Der Gestank des groben Ledersacks, den sie ihm über den Kopf gestülpt hatte, nahm Laurelin den Atem. Wieder kämpfte er gegen den Brechreiz an. In dem Sack mussten die Innereien von Tieren gelegen haben. Länger, viel länger, als gut war. Warum nahmen sie

ihm das Ding nicht ab? Er konnte verstehen, dass die Trolle geheim hielten, wohin sie ihn gebracht hatten. Es war für sie wohl irgendein bedeutsamer Ort. Aber jetzt war er hier. Seit Stunden. Er schien in einer Höhle zu sein. Trotz des Sacks konnte er Rauch riechen. Er spürte die Wärme eines nahen Feuers. Nicht weit entfernt hörte er gedämpfte Stimmen. Allerdings verstand er die grobe, kehlige Sprache der Trolle nicht. Für ihn klang es wie das Grollen wilder Tiere, wenn sie sich unterhielten.

Die Trolle hatten sie durch den Albenstern gebracht. Der Ort, an dem sie nun waren, konnte sich überall auf der Welt befinden. Aber es war kalt in dieser Höhle, und er hoffte, dass sie die Snaiwamark nicht verlassen hatten. Als sie nach ihrer kurzen Reise durch das Nichts aus dem Albenstern getreten waren, hatte sie noch ein langer Fußmarsch über felsigen Grund erwartet. Es war fast die ganze Zeit über bergauf gegangen. Vielleicht waren sie ja irgendwo in der Nähe des Königssteins?

Schritte schreckten Laurelin aus seinen Gedanken.

»Wir sollten etwas von ihnen abschneiden«, drängte die Stimme der Kreatur mit der Maske, die ihnen auf den Albenpfaden bei dem Menhir aufgelauert hatte. Sie sprach Elfisch, damit er verstand, was ihn erwartete.

»Es hilft immer, wenn man etwas abschneidet. Nichts löst Zungen so gut wie ein paar abgetrennte Finger.«

Der Ledersack wurde Laurelin vom Kopf gezogen. Das Licht des nahen Feuers blendete ihn nach der völligen Finsternis. Er blinzelte die Tränen aus den Augen. Verschwommen sah er zwei hünenhafte Gestalten.

»Erstaunlich, in seiner Aura sehe ich kaum Anzeichen von Angst.«

Es war die andere, die nun gesprochen hatte. Sie klang alt wie die Zeit.

»Vielleicht ist er ja zu dumm, um zu verstehen, in welcher Lage er

sich befindet«, bemerkte das Trollweib, das ihm an der magischen Pforte aufgelauert und den Sack über den Kopf gestülpt hatte.

Langsam klärte sich Laurelins Blick. Neben der Hüinin mit der Maske stand eine gebückte Gestalt. Sie trug ein langes Kleid, das mit so vielen Flickern besetzt war, dass seine ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war. Unzählige Amulette hingen an Lederriemen von ihrem Hals. Vogelfüße, deren Krallen sich wie die kunstvollen Fassungen eines Goldschmieds um seltsame Steine geschlossen hatten, als sie vertrockneten und schrumpften. Merkwürdige Federn, so bunt, wie Laurelin sie noch bei keinem ihm vertrauten Vogel gesehen hatte. Äste und Knochen. Holzscheiben, in die Runenzeichen geschnitten waren. Ein Daumen, der beunruhigend rosig aussah, als sei er gerade erst abgeschnitten worden. Das unheimlichste an der gebückten Gestalt waren jedoch nicht die Amulette, sondern ihre Augen, die von einer schleimig weißen Schicht überzogen waren und ihn dennoch durchdringend ansahen.

»Du bist die Schattenweberin«, flüsterte Laurelin.

Das Trollweib stieß ein keckerndes Lachen aus. »Wie ich sehe, erzählt man sich noch Geschichten über mich.« Sie lachte erneut. »Jetzt verändert sich seine Aura, Birga. Das leuchtende Grün wird blasser und immer grauer. Langsam kriecht die Angst in sein Herz.«

Laurelin kämpfte dagegen an. Er zitterte nicht, er wich dem Blick der blinden Schamanin nicht aus. Er vermochte seinen Körper zu beherrschen, aber wie er verbergen konnte, dass seine Gefühle sich in seiner Aura spiegelten, wusste er nicht.

Die Blinde legte ihm ihre riesige Hand auf die Schulter. »Recht hast du, Angst zu haben.«

»Morwallon und ich haben nur Wild genommen, das Trolle nicht jagen würden. Wir haben uns zwar in eure Jagdgründe geschlichen, aber wir haben keinen Schaden angerichtet.«

»Frech ist der Wicht«, murmelte die Schamanin mit der Maske

und streckte ihre bandagierten Hände nach ihm aus. »Darf ich ihm einen Daumen ausreißen, Skanga? Ich wüsste gern, wie er wimmert.«

Die Blinde schüttelte den Kopf. »Bring den anderen her.«

»Mit ihm werden wir keinen Spaß haben«, grollte Birga. »Wir haben doch schon gesehen, dass er nicht redet. Aber dieser hier ...« Sie gab einen lustvollen Seufzer von sich. »Er wird reden, da bin ich mir sicher.«

Laurelin biss sich auf die Lippe. Was würden sie ihm antun? Er war zuversichtlich, dass er der Folter widerstehen würde. Das karge Leben in den Slanga-Bergen machte hart. Aber Skanga war eine Zauberweberin. Ganz sicher kannte sie Wege, die er sich nicht einmal vorzustellen vermochte, um ihm die Zunge zu lösen. Es hieß, dass sie in der Blutmagie bewandert war, jenem dunklen Pfad der Zauberei, der seine Kraft aus der Lebensessenz anderer schöpfte.

»Morwallon«, sagte Skanga nachdenklich, als ihre Gefährtin im Dunkel der Höhle verschwunden war. »Jetzt verstehe ich, warum uns dein Freund seinen Namen nicht genannt hat. Ich werde Herzog Orgrim rufen lassen. Soll er ...«

Laurelin entschied sich für die Flucht nach vorn. Gnade durfte man von Trollen nicht erwarten, aber vielleicht schätzten sie Mut und Aufrichtigkeit. »Warum wir hier sind? Wir sind nur einfache Jäger, und wir ...«

Der Schlag kam so überraschend wie heftig und riss Laurelin zu Boden.

»Halte mich nicht für dumm, Elflein!«, grollte die Blinde. »Unsere Jäger haben die Spuren gelesen. Der Keiler, der Orgrims Sohn getötet hat, kam aus eurem Lager. Er war auch nach dieser Bluttat bei euch. Und wir haben seinen Kadaver bei dem Albenstern gefunden, durch den ihr flüchten wolltet. Wir wissen, dass es Mord und kein Jagdunfall war. Wir wollen nur noch hören, wer der Dritte war, der euch begleitet hat, und wer euch geschickt hat.«

Laurelin war von dem Schlag noch ganz benommen. Er schüttelte den Kopf. »Wir haben nicht ...« Eine Ohrfeige, die seinen Kiefer knirschen ließ, traf ihn.

»Wenn du aufhörst zu lügen, werde ich aufhören, dich zu schlagen«, sagte die blinde Schamanin ruhig.

Laurelin begriff, dass er in dieser Höhle sterben würde. Von dem Mord und was der Keiler damit zu tun hatte, wusste er nichts. Also konnte er nicht sagen, was die Schamanin hören wollte. Trolle hatten Respekt vor Mut und Zähigkeit, aber sie waren so nachgiebig wie Granit. Sie würde auf ihn einprägen, bis er verreckte.



DIE GEWÄHLTE HAUT

Melvyn krümmte sich vor Schmerz. Das war Freiheit! Seine Gelenke krachten. Der Zauber zerrte an seinen Sehnen und Muskeln. Es fühlte sich an, als wollten sie ihm von den Knochen reißen.

Mit einem wilden Schrei bäumte er sich auf, schrie den Schmerz in den frostklaren Himmel hinauf. Echos hallten von den kahlen Felswänden des weiten Tals.

Ein Wolf antwortete mit einem lang gezogenen Heulen. Mit einer Strophe aus dem Lied, das sie gemeinsam in den Vollmondnächten sangen. Melvyn hätte die Stimme unter Hunderten erkannt. Es war Silberohr, sein Bruder, mit dem er schon so oft zusammen auf die Jagd gegangen war. Vor einer Stunde noch hatten sie gemeinsam nach der Kehle des großen Elchbullen geschnappt, den das Rudel einen Tag und eine Nacht lang gehetzt hatte. Sie waren den mächtigen

Hufen des Elchs ausgewichen, der hart um sein Leben gekämpft hatte. Rotrücken war zu alt für diesen Tanz gewesen. Ihn hatte ein Tritt erwischt. In den Nacken. Die Säule aus Knochen, die den Geist und die Glieder miteinander verband, war zerbrochen. Er hatte sich nur noch mit den Vorderläufen vorwärtsschleppen können. Lange hatte sein Leiden nicht gedauert. Ein weiterer Huftritt hatte ihm den Kopf zerschmettert.

Sieben Welpen hatte dem Elch den rechten Hinterlauf durchgebissen. Selbst danach hatte der Bulle noch fast eine Stunde gekämpft. Er hatte sich in ein Eibendickicht zurückgezogen, sodass sie ihn nicht mehr von allen Seiten hatten angreifen können.

Die Verwandlung war beendet. Melvyn hatte wieder jene Gestalt angenommen, die er so sehr hasste. Halb Elf, halb Mensch, war er anders als jedes andere Geschöpf in Albenmark. Er gehörte nicht dazu. Nur die Wölfe behandelten ihn wie einen der Ihren. Oft nahm er Wolfsgestalt an. Sich zu verwandeln war ein lustvoller Schmerz. Von der Haut, in die er geboren war, in jene Haut, die er sich erwählt hatte, zu schlüpfen machte ihn glücklich. Wenn er mit dem Rudel durch die Berge und Wälder streifte, war er frei.

Er vermochte auch lediglich in den Geist eines Tieres einzudringen. Ihm die Taten zu diktieren. Sich seinen Körper und seine Sinne leihen. Er mochte diese Spielart der Magie nicht, wenngleich sie manchmal nützlich war. Gedankenverloren streckte er sich und blickte in den Himmel. Er schmeckte noch Blut auf seiner Zunge.

Wieder heulte sein Bruder Silberohr. Dieses Mal lag eine Mahnung in dem melancholischen Lied.

Melvyn wusste, dass sie da war. Er hatte ihre Witterung aufgenommen. Fast sein ganzes Leben hatte er in der Wildnis verbracht. Ihm entging nur wenig. Selbst wenn er Gedanken an die Jagd nachhing und in den Himmel blickte.

Es roch nach Fuchs, nach feuchtem Leinen und gefettetem Leder.

Und da war auch ein Hauch von Duftwasser. Ein schwerer, fremder Geruch. Er erinnerte sich von seinen Reisen in den tiefen Süden daran. Lange war es her ... Eine gelbe Frucht. Maracuja. Ein wenig Vanilleduft war auch dabei.

»Was willst du?«, fragte er ungehalten und ohne sich der Besucherin zuzuwenden.

»Ich bin nur eine Botin.« Die Stimme klang sachlich. Und es lag keinerlei Furcht in ihr. Das nötigte Melvyn Respekt ab. Ein großes Rudel Wölfe strich durch das Tal. Obwohl der Elchbulle ein guter Fraß gewesen war, waren viele noch hungrig.

»Es war schwer, dich zu finden«, fuhr die Botin ruhig fort. »Fünf Tage suche ich nun schon nach dir.«

»Ich bin eben ein unsteter Wanderer.« Melvyn drehte sich auf den Bauch. Etwa zwanzig Schritt entfernt, nahe einem herbstkahlen Birkenhain, stand die Lutin. Die fuchsköpfige Koboldin trug ein hoch geschlitztes grünes Kleid, darunter rote Hosen und Stiefel, die teuer aussahen. Ein breiter Gürtel, von dem ein Dutzend Taschen und Beutel hingen, ließ sie etwas füllig erscheinen. Sie hatte den Kopf schief gelegt und sah ihn keck an.

»Wer schickt dich?«, fragte er mürrisch.

»Das weißt du doch«, entgegnete die Lutin ruhig. »Die, deren Wünsche Befehlen gleichkommen. Es gilt, eine alte Schuld zu begleichen, Melvyn.«



DER KRIEG IM SCHATTEN

Nanduval zerrieb ein gelbes Rosenblatt zwischen den Fingern. Dann hob er die Hand an sein Gesicht, schloss die Augen und gab sich ganz dem Duft hin. Er rang um Gleichmut. Seit Tagen wartete er nun schon in der Rosenlaube nahe dem Albenstern. Es war ein goldener Herbst. Die Luft war noch mild. Die Sonne schmeichelte seinem Antlitz, doch ihre Kraft reichte nicht mehr aus, um den Stein der Marmorbank, auf der er saß, warm werden zu lassen.

Gleichmut, ermahnte er sich in Gedanken. Er versuchte das Bild einer vollkommenen Rose hinter seinen geschlossenen Lidern entstehen zu lassen. Blattkranz um Blattkranz baute er sie in Gedanken auf. Er zwang sich, tief und regelmäßig zu atmen.

Am liebsten wäre er losgezogen, um mit einem langen Stock in dem Brennesselfeld zu wüten, das keine zwanzig Schritt von der Laube entfernt lag. Ein kindlicher Gedanke, das war ihm klar, und doch wäre es erleichternd, all den angestauten Gefühlen endlich freien Lauf zu lassen. Er brauchte etwas, worauf er eindreschen konnte. Eine Fechtstunde wäre auch nicht übel. Er würde gleich drei der jungen Rekruten auf einmal fordern.

Nanduval schlug die Augen auf. Er war nicht der Mann für stille Einkehr. Meditation lag ihm nicht. Er war der Hauptmann der Leibwache der Fürstin von Langollion. Das helle Lied der Schwerter, das war sein Leben! Er hörte das Gezwitscher der Amseln, die hinter ihm im dichten Geäst der Rosenlaube hockten.

Nanduval blickte zu dem nahen Albenstern. Eine geborstene

Marmorsäule markierte den Ort, an dem das magische Tor lag. Vier Tage war es her, dass seine Fürstin Alathaia es geöffnet hatte und hindurchgeschritten war. Natürlich ohne ihn. Sie hüllte sich in Geheimnisse, wie andere Fürstinnen sich in kostbare Stoffe hüllten. Sie hatte ihn nicht an ihrer Seite geduldet. Ja, sie hatte ihm nicht einmal gesagt, wohin sie reiste. War sie in Gefahr?

Er zupfte eine ganze Blüte vom Rosenbusch und zerdrückte sie in seiner Rechten. Wie sollte er sie beschützen, wenn sie sich seiner Obhut entzog? Sie hatte viele Feinde. Kein Tag verging, an dem nicht irgendwo in Albenmark ein Dolch gewetzt wurde, der in ihr Herz gestoßen werden sollte. Und alles, was er tun konnte, war, hier zu sitzen und darauf zu hoffen, dass sie wohlbehalten zurückkehrte, von wo immer sie auch gerade war.

Wieder sah er zu der geborstenen Säule. Blutrote Rosen umrankten den alten Marmor. Es hieß, die Säule stamme noch aus den Zeiten der Himmelschlangen. Nanduval war nicht gut darin, die magischen Pforten zum Goldenen Netz zu öffnen. Er seufzte. Er war in so vielem nicht gut. In der Leibwache galt er als einer der besten Fechter, doch gegen Alathaia vermochte er nicht zu bestehen. Sie war geradezu unheimlich geschickt mit der Klinge. Sie brauchte keinen wie ihn, um sich einen Feind vom Hals zu halten. Zumindest keinen Feind, der so dumm war, sie zum stählernen Tanz zu fordern.

Das Vogelzwitschern verstummte. Plötzlich lag eine Spannung in der Luft. Selbst die leichte Brise erstarb. Es schien die Natur den Atem anzuhalten, als sich schlangengleich Licht aus dem Boden erhob. Sich windend, stiegen die Stränge empor und formten einen Bogen, dessen Inneres kurz von vollkommenem Schwarz erfüllt war. Dann sah Nanduval einen Goldenen Pfad. Darauf eine schattenhafte Gestalt, die durch das Tor ins helle Licht des Herbstnachmittags trat: Alathaia. Die Fürstin von Langollion trug ein schlichtes schwarzes Kleid mit weit ausgestellten Ärmeln. Das rabenschwarze

Haar floss offen über ihre Schultern. Große grüne Augen beherrschten das schmale Gesicht mit den hohen Wangenknochen. Alathaiia war blass und wirkte erschöpft. Einen Herzschlag lang verlor sich Nanduval im Anblick ihrer sinnlichen Lippen von der Farbe der Rosen, die sich um die Säule rankten.

»Willkommen zurück, Herrin.«

Sie nickte ihm geistesabwesend zu. Kurz sah sie hinüber zum Rosenturm am Ende des weitläufigen Parks, der zum Palast der tausend Blüten gehörte. Die verfluchte Ruine erhob sich auf einer Steilklippe am Meer. Der Turm war der älteste Teil des Palastes und der gemiedenste.

Nanduval trat an ihre Seite. Ein leichter Duft von Herbstlaub und Gras haftete ihr an. »Zwei gesattelte Pferde stehen bereit, Herrin.«

Wieder nickte sie nur geistesabwesend, um dann erneut zu der unheimlichen Ruine zu blicken. Manchmal zog sie sich dorthin zurück. Meist mit ihrem Gemahl. Der Leibwache war es verboten, sich dem Turm auf mehr als hundert Schritt zu nähern. Was dort vor sich ging, gehörte zu Alathaiias vielen Geheimnissen.

»Du wirst die Wachen für mich und meine Familie verdreifachen, Hauptmann«, sagte sie so ruhig, als erteile sie lediglich Anweisungen, wie die Tafel für ein Festmahl zu decken sei.

»Was ist geschehen?« Kaum waren die Worte über seine Lippen, da bereute er sie. Sie erklärte sich niemals.

Alathaiia sah ihm direkt in die Augen. »Der Krieg im Schatten wird wieder aufleben. Meuchler werden kommen. Die besten Albenmarks. Es wird Blut fließen, und du, Nanduval, wirst meine Augen sein, wo ich nicht hinblicke. Leuchte die dunklen Winkel aus. Misstraue jedem Fremden, der kommt. Achte auf heimtückische Schützen auf den Dächern. Ich weiß nun um ein Geheimnis zu viel. Deshalb ist mein Leben verwirrt. Verkaufe meine Haut so teuer wie möglich, Nanduval.«

»Eure Haut wird keinen ...«

Sie hob die Rechte. Ihre Finger senkten sich auf seine Lippen.
»Versprich nicht, was du nicht halten kannst. Ich vertraue dir. Ich weiß, du würdest dein Leben für mich geben. Aber jene, die kommen werden, sind genauso entschlossen, wie du es bist. Einen Meuchler, der bereit ist, sein eigenes Leben aufzugeben, kann man fast nicht aufhalten.« Ein trauriges Lächeln umspielte ihre Lippen.
»Ich weiß, wovon ich rede.«

Er kannte die zahllosen Gerüchte, die sich um die Fürstin und ihre Vergangenheit rankten. Es gab einen Grund, warum sie so schnell mit der Klinge war. Aber wie sollte er, der er ihr in fast allen Belangen unterlegen war, aufhalten, wovor selbst sie sich fürchtete?



DER GEFRORENE AUGENBLICK

Adelayne fragte sich immer noch, was sie falsch gemacht hatte. Nicht zu wissen, warum der Mord so schnell entdeckt und ihr zugeschrieben worden war, setzte der Elfe mehr zu als die Tatsache, dass ihr vielleicht nur noch wenige Stunden zu leben blieben. Als sie sich entschieden hatte, zur Meuchlerin zu werden, war sie sich darüber im Klaren gewesen, dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis sie ein gewaltsamer Tod ereilte. Sei es, weil sie eines ihrer Opfer unterschätzt hatte, sei es, weil sie einen Fehler machte und entdeckt wurde.

Die Zauberweberin strich über ihre linke Hand. Gestern hatte Hauptmann Lavalle ihr die vier Finger und den Daumen gebrochen,

als er sie befragte, wer den Auftrag für den Mord an dem Herzog gegeben hatte. Adelayne war stolz auf sich, dass sie trotz der Schmerzen bei ihrer Geschichte geblieben war und behauptet hatte, es sei ihr eigener Entschluss gewesen, dieses Ungeheuer zu töten. Nach der Befragung hatte sie ihre Hand geheilt. Die gebrochenen Knochen waren wieder unversehrt. Doch der Schmerz war nicht ganz vergangen. Und vor allem nicht die Angst, dass sie es wieder tun könnten oder vielleicht andere, perfidere Methoden der Folter versuchen würden.

Adelayne vertiefte sich, auf der Suche nach innerem Frieden, in die Betrachtung der Flamme ihrer Öllampe. Das warme, gelbe Licht ließ ihren Kerker fast heimelig erscheinen. Die Wände der kleinen Kammer waren aus unbehauenen Naturstein gemauert. Es gab kein Fenster. In der Ecke links von ihr stand ein Holzeimer für die Notdurft, den man immerhin mit einem Deckel verschließen konnte. In der flachen Holzschale vor ihrem Lager trockneten die Reste mit Honig gesüßten Haferbreis. Ihr Lager war schlicht. Zwei Wolldecken auf einer Schütte voll Heu. Die trockenen Halme trugen den Duft des vergangenen Sommers in ihren Kerker.

Sie dachte an den Morgen vor drei Tagen zurück. Als Lavalles erwacht war, hatten sie einander geliebt. Der Hauptmann war überraschend leidenschaftlich und zugleich zärtlich gewesen. Als sie sich aneinander erschöpft hatten, lagen sie eng umschlungen bis fast zum Mittag. Dann waren die Alarmrufe erklingen. Lavalles war sofort auf den Beinen gewesen und, nur mit einem langen Hemd bekleidet, aus dem Zimmer gestürmt.

Er war mit einem Schwert in der Hand zurückgekehrt. Woher er mit unumstößlicher Gewissheit gewusst hatte, dass sie die Mörderin seines Fürsten war, war ihr ein Rätsel. Er hatte sie gepackt und sie nackt über den Hof in die Kerkerzelle gezerrt. Die wenigen Blicke, die ihr auf diesem kurzen Weg begegnet waren, hatten eher mitleidig als erzürnt gewirkt.

Adelayne versuchte sich das Gesicht des Mädchens in Erinnerung zu rufen, das neben Bonneyfay gelegen hatte. Die Kleine würde nie wieder dem lüsternen Fürsten zu Willen sein müssen. Und so viele andere waren gerettet. Mit einem Lächeln blickte die Zauberweberin in das warme Licht der Flamme. Sie hatte das Richtige getan! Mit sich selbst im Reinen, begann sie leise ein Kinderlied zu summen, das ihre Mutter oft für sie gesungen hatte.

Schritte erklangen auf dem Gang vor der Zellentür. Die Flamme tanzte in einem plötzlichen Luftzug. Scharrend glitt der Riegel der Kerkertür zurück. Eine Elfe, ganz in Weiß gekleidet, trat ein und musterte Adelayne mit hellbraunen, neugierigen Augen. Sie war klein, von zierlicher Gestalt, und doch hatte sie etwas Unnahbares. Die Weisheit ungezählter Jahrhunderte lag in ihrem Blick. Adelayne war ihr nie zuvor begegnet, doch wusste sie sofort, wer dort vor ihr stand.

»Meine Königin«, sagte sie demütig und überrascht, dass ihre Tat Emerelle zu Ohren gekommen war.

»Du kannst nun entscheiden, ob du dich ohne Wenn und Aber in meinen Dienst stellst oder lieber in dieser Zelle darauf warten möchtest, dass dein Urteil vollstreckt wird.« Es lag eine Härte in der Stimme der Königin, die so gar nicht zu ihrer zarten Erscheinung passen wollte.

»Ich gehöre dir«, antwortete Adelayne, ohne zu zögern, und erhob sich von ihrem Lager. Verlegen zupfte sie an dem schäbigen, grauen Leinenkleid, das Hauptmann Lavallo ihr statt ihrer Gewänder in den Kerker gebracht hatte.

»Folge mir. Die Zeit drängt!« Emerelle wandte sich ab und verließ die enge Zelle.

Adelayne fragte sich, ob dies ein Traum war. Rasch folgte sie der Herrscherin. Im Gang vor dem Kerker lagen zwei Wachen hingestreckt. Sie lächelten, gefangen in tiefem Schlummer.

An der Treppe nach oben saß der weißhaarige Schlüsselbewahrer. Sein Kopf ruhte, auf seine Arme gebettet, auf der Tischplatte. Er schnarchte leise.

Es schien Adelayne, als sei sie in ein Märchen geraten. Als sie die Treppe hinaufstieg, ließ sie die Rechte über den rauen Stein der Wand gleiten. Deutlich spürte sie die unebene Oberfläche unter den Fingerkuppen.

Der Hof des großen Herrenhauses war in klares Licht getaucht. Keine Wolke zeigte sich am Himmel. Ein Stück vor ihnen lag ein großer Ackergaul hingesenken in seinem Geschirr. Er war vor einen hoch beladenen Heuwagen gespannt, auf dem ein Fuhrknecht friedlich schlummerte.

Gänse lagen schlafend neben einer schlammigen Pfütze. Eine Kriegerin in hohen Reitstiefeln hielt drei Pferde an den Zügeln. Sie war die Einzige außer ihnen, die wach war.

Adelayne war aufgewachsen mit den Geschichten über Emerelle, der Gerechten. Niemals wurde sie es müde, Unheil von Albenmark abzuwenden. Unablässig führte sie einen Krieg im Verborgenen gegen jene, die aus Selbstsucht und Machtgier den Frieden der Welt störten. Emerelle war ihr ein Vorbild gewesen, auch wenn sie nicht verstanden hatte, warum so viele Männer wie Herzog Bonnefay mit ihren Untaten davonkamen. Sie selbst hatte es besser machen wollen und hatte dabei so kläglich versagt.

»Warum ich?«, fragte Adelayne beschämt.

Emerelle hielt an. Sie drehte sich zu ihr und wirkte tatsächlich überrascht. »Ich bin deinen Spuren auf den Albenpfaden gefolgt. Ich weiß, was du getan hast, und bekenne, du hast mich beeindruckt. Ich empfand es als ungerecht, dass ein dummer Zufall dein Ende sein sollte. Du hast alles richtig gemacht. Von nun an soll dein Talent im Dienst der rechten Sache stehen.«

»Was für ein Zufall?«

»Du weißt es also nicht ...« Die Königin bedachte sie mit einem schmallippigen Lächeln. Dann wandte sie sich zum Haupthaus. »Folge mir!«

Sie querten den Hof. Bei den eingeschlafenen Wachen am Portal des Herrenhauses entdeckte Adelayne Hauptmann Lavallo. Sein Antlitz war eine Grimasse des Schreckens, als habe er noch begriffen, was geschah, bevor ihn der Schlaf übermannte.

In der Eingangshalle nahmen sie die Treppe zur Linken. Ein Zauber war in das Mauerwerk der Halle gewoben. Er gaukelte dem Betrachter den Blick in einen herbstlichen Wald vor und ließ die Wände verschwinden. So schien die Treppe nirgendwohin zu führen, ebenso wie die Türen, die zwischen den Bäumen standen. So vollkommen war das Zauberwerk, dass sich die Blätter an den Ästen in einer leichten Brise zu bewegen schienen und man ihr Rascheln hörte.

Emerelle blieb von dem Zauber unbeeindruckt. Sie stieg die Treppe hinan und trat auf den langen Flur, der zum linken Flügel des großen Hauses führte. Als kenne sie den Ort ganz genau, hielt sie vor der Tür zum Schlafgemach des Herzogs. »Tritt ein, und sieh dir die Schlafstätte an. Das wird dir die Augen öffnen.«

Adelayne folgte den Worten der Königin. Ein Hauch von Parfum hing in der Luft. Das Gemach lag im Halbdunkel. Zwei goldene Lichtbahnen drangen durch die fast geschlossenen Läden vor den großen Fenstern. Staubflocken tanzten im Licht. Ein schwerer Teppich schluckte das Geräusch ihrer Schritte. Das Gewand des Herzogs hing über einer Stuhllehne neben dem großen Bett. Die Laken waren zerknüllt. Man konnte ahnen, wo Bonnefay gelegen hatte, als der Tod ihn endlich fand.

Dann sah Adelayne den Spiegel. Der Augenblick, in dem der Herzog nach dem Rahmen gegriffen hatte, war im Spiegelglas gefroren. Obwohl Bonnefay in seinem Grab lag und das viel zu junge

Mädchen hoffentlich bei seiner Familie war, zeigte der Spiegel die beiden noch immer im Bett. Und sie waren nicht allein. Auch sie war in dem Spiegel zu sehen.

Adelayne beugte sich vor, um ihr Bild eingehender zu betrachten. Da lag eine Härte in ihren Zügen, die ihr fremd war. Das braune Haar, die blauen Augen, dieses Gesicht ... Hatte der Spiegel es verändert? »Wie hat er das gemacht?«

»Die einzige Grenze, die es für einen begabten Zauberweber gibt, ist seine Vorstellungskraft, Adelayne.« Die Königin berührte sanft ihre Hand. »Komm mit mir, und ich verspreche dir, ich lasse deine Vorstellungskraft bis zum fernsten Horizont fliegen, um das Licht der Gerechtigkeit dorthin zu tragen, wo unsere Welt am dunkelsten ist.«



DIE KUNST, DEN RICHTIGEN ZU FRAGEN

»Der Jüngere wird nicht sehr lange widerstehen«, sagte Birga entschieden. Sie kannte sich aus mit der Folter. »Zwei, drei Stunden vielleicht. Wenn wir ihm alle Zähne herausgerissen und ein paar Finger und Zehen abgeschnitten haben, wird er reden, da bin ich mir ganz sicher. Der Alte ist hart wie Eisenholz. Mit dem können wir uns tagelang mühen und werden nichts erfahren. Aber der Jüngere ...« Sie lachte leise. »Es heißt doch, er sei ein großartiger Bogenschütze. Fangen wir also mit den Fingern an.«

Skanga grunzte. Birga war der mürrische Laut nur allzu vertraut. So grunzte sie, wenn Darmwinde sie quälten oder etwas sie verärgert hatte.

»Bei dem Alten stimme ich dir zu, Birga. Der wird nicht einmal reden, wenn wir ihm das Fleisch von den Knochen reißen. Dennoch werden wir Morwallon foltern. Er hat es sich verdient, und Fürst Orgrim wird darauf bestehen.«

Birga verdrehte die Augen. »Welchen Nutzen hat das?«

»Wir schenken dem Herzog die stille Genugtuung, die aus Rache geboren wird. Außerdem werden wir Laurelin von nun an bei allem, was wir seinem Gefährten antun, zusehen lassen. Ich bin mir ganz sicher, er wird sehr schnell anfangen zu reden, um die Leiden Morwallons zu beenden.«

Birga blickte zu den beiden Elfen, die gefesselt neben dem Feuer lagen. »Bist du sicher, dass sie uns nicht verstehen können, Skanga?«

Die blinde Schamanin rieb ihren neuesten Talisman zwischen Daumen und Zeigefinger. Es war der abgeschnittene Mittelfinger Morwallons. »Ich glaube nicht, dass Laurelin uns versteht. Bei Morwallon hingegen bin ich mir fast sicher, dass er unsere Sprache beherrscht. Aber was ändert das schon? Soll er seinem Gefährten nur sagen, was wir vorhaben. Laurelin wird trotzdem anfangen zu reden, wenn wir dem Alten genug zusetzen.«



VON ROMANTIKERN UND DER WELT

Laurelin musste immer wieder auf Morwallons linke Hand starren. Die Trolle hatten den alten Jäger übel zusammengeschlagen. Seine Lippen waren aufgeplatzt, die Augen so angeschwollen, dass er sie kaum noch öffnen konnte. Aus seinem linken Ohr troff Blut. Aber

am meisten entsetzte Laurelin der Anblick der linken Hand. Sie sah aus, als sei jeder einzelne Knochen darin gebrochen. Und der Mittelfinger war abgeschnitten. Und dennoch lächelte Morwallon. »Du bist ein Romantiker.« Das Sprechen fiel dem Jäger schwer. »Deshalb habe ich dich mitgenommen.«

Laurelin glotzte ihn an. »Ich verstehe nicht ... Ich dachte, ich begleite dich als Bogenschütze.«

»Ich hab dich ausgewählt, weil du mir, ohne zu zögern, zu Hilfe geeilt wärest, sei ich auch von hundert Trollen umringt.«

»Am Albenstern ...« Laurelin senkte beschämt das Haupt. »Ich habe nicht einmal einen Pfeil abgeschossen.«

Morwallon schnaubte. »Sie haben uns überrumpelt. Es waren zu viele, und sie waren zu nah. Gräm dich deshalb nicht. Du magst die Balladen über Farodin und Ollowain, nicht wahr? Und über Eme-relle, als sie noch als fahrende Ritterin durch das Land zog. Und über Falrach.«

Laurelin fühlte sich ertappt. All die Wochen, die sie gemeinsam gereist waren, hatte Morwallon ihn nie darauf angesprochen. »Das stimmt ...«

»Albenmark ist nicht so wie in diesen Geschichten. Ich habe im letzten Trollkrieg gekämpft. Hier in der Snaiwamark und sogar in der Welt der Menschen. Der Krieg ist nicht so, wie die Dichter ihn schildern. Die Trolle sind keine Ungeheuer ...« Er stockte und rang pfeifend um Atem.

Laurelin betrachtete die zerquetschte Hand. Sie war auf fast das Doppelte ihrer eigentlichen Größe geschwollen.

»Ich habe nichts Unrechtes im Krieg getan. Aber es waren nicht alle so. Ich habe zugesehen, wie sie Frauen und Kinder niedergemetzelt haben. Edle Elfenfürsten, die unvergleichlich Laute spielten und im Gespräch Gedanken von solcher Schönheit spinnen konnten, dass die Welt ein besserer Ort war, wenn sie redeten. Ich habe

mich ihnen nicht in den Weg gestellt, als sie mordeten. Ja, ich habe nicht einmal meine Stimme erhoben. Ich habe weggesehen und geschwiegen. Ich glaube, du hättest anders gehandelt.«

Morwallon hatte jetzt mehr gesprochen als sonst in einer halben Woche in der Wildnis. Laurelin erkannte in ihm nicht mehr den Mann, für den er den alten Jäger gehalten hatte.

»Die Welt braucht Romantiker wie dich. Männer, denen das Lächeln einer Frau genügt, um sich zu verlieben und bis ans Ende der Welt zu gehen. Männer, die niemals akzeptieren, dass etwas aussichtslos sein könnte. Deshalb wirst du aus dieser Höhle herausgelangen ... Mich aber werden meine alten Sünden einholen. Ich werde ...«

»Wir gelangen hier zusammen heraus oder gar nicht!«, stellte Laurelin klar.

Morwallon lachte auf. Es war nicht zu übersehen, wie sehr ihn das schmerzte. »Genau das meine ich.«

»Wir werden ...«

Sein Gefährte wandte sich von ihm ab. »Still, sie kommen zurück.«

Auch Laurelin hörte nun die schweren Schritte. Und es waren nicht nur die beiden Schamaninnen. Da war noch ein dritter Troll. Er blieb außerhalb des Lichtkreises stehen, den das kleine Feuer in die Dunkelheit der Höhle schnitt.

Es war die unheimliche Gestalt mit der Maske, die sich vor ihnen niederkniete. Sie hielt etwas silbern Glänzendes in der Hand. Es erinnerte an eine Schere, nur dass die Schnittblätter gekrümmt und massiger waren.

»Soll ich nicht doch mit dem Jüngeren beginnen?« Birga blickte zu der blinden Schamanin zurück.

»Nein!«

Die Trolle redeten Elfisch. Laurelin hatte das Gefühl, dass alles genau abgesprochen war, was geschah. Ihre Peiniger wollten, dass sie

alles verstanden. Nein, dass *er* sie verstand. Morwallon beherrschte ja ihre Sprache.

Birga nahm die rechte Hand des alten Jägers. Sie setzte die Schere am Ringfinger an und trennte ihn mit einem metallisch klackenden Schnitt ab.

Morwallon stöhnte auf.

»Das geht nicht!«, empörte sich Laurelin. »Ihr habt ihn ja nicht einmal etwas gefragt. Das ist gegen alle Regeln.«

Bitteres Gelächter erscholl in der Dunkelheit. »Ein Elf, der von Regeln redet. Noch einen Finger, Birga!«

Die Schamanin setzte die gekrümmte Schere an den rechten Daumen. Ein Klacken. Morwallon bäumte sich auf. Er schaffte es, einen Schrei zu unterdrücken, doch das gequälte Keuchen besiegte er nicht.

»Bitte fragt etwas!«, rief Laurelin verzweifelt. »Bitte! Ich werde reden.«

Die Schamanin mit der Maske gab ein mürrisches Grunzen von sich und sah zu der Blinden. Die lächelte.

»Wer hat euch geschickt?«, fragte die Gestalt im Dunkel.

Laurelins Gedanken überschlugen sich. Was sollte das? »Geschickt? Niemand hat uns geschickt!«

»Den anderen Daumen!«, befahl der Troll im Dunkel.

Birga griff nach Morwallons Linker.

»Nein, nicht!«, schrie Laurelin. »Nicht den Daumen. Er wird nie wieder etwas richtig halten können. Erklärt mir bitte die Frage. Ich bin ...«

»Den Daumen!«, forderte die Stimme im Dunkel.

Die gekrümmte Schere klackte.

Jetzt wimmerte Morwallon leise.

»Still die Blutung!«, befahl die Stimme ohne Gnade. »Er soll noch länger durchhalten.«

Die Schamanin mit der Maske packte beide Hände und stieß sie in die Glut des Feuers.

Jetzt schrie Morwallon. Er bäumte sich auf, aber das Trollweib war unendlich viel stärker als er. Er war wie ein Kind, das gegen die Kraft eines Erwachsenen ankämpfte.

»Wer war der Dritte im Bunde, Morwallon?«, fragte die Stimme im Dunkel.

Der alte Jäger stieß nur ein Grunzen aus. Die Schamanin drückte seine Hände noch immer in die Glut. Der Geruch von bratendem Fleisch stieg Laurelin in die Nase.

»Bitte, ich habe es gesehen, das niedergedrückte Gras bei dem Eber. Wir beide wissen nicht, wer dort gelegen hat. Was auch geschehen ist, wir haben nichts damit zu tun!«

»Lügen!« Eine riesige Gestalt trat ins Licht des Feuers. Der Troll überragte die beiden Schamaninnen um gut zwei Köpfe. Seine Haut war von dunklem Grau mit hellen Einsprengseln. Er trug nur einen blutbesudelten ledernen Lendenschurz. Gnadenlose bernsteinfarbene Augen blickten auf Laurelin hinab. »Glaubt ihr, dass ich meine Feinde nicht kenne? Morwallon ist der Halbbruder Fingayns. Des Fingayn, den Fürst Elodrin einst schickte, um die Nachtzinne auszuspähen. Er hat sie beraten, wie der Angriff zu führen war. Stimmt das, Morwallon?«

»Ja«, keuchte der alte Jäger.

»Du warst unter den Angreifern, Morwallon, ebenso wie Fingayn. Wart ihr auch unter den Mördern? Unter den Bestien, die meine Weiber und meine Welpen niedergemacht haben? Mein ganzes Rudel habt ihr ausgelöscht.« Der Troll ging in die Hocke und blickte auf Morwallon hinab. »Nimm seine Hand aus dem Feuer, Birga.«

Die Schamanin gehorchte augenblicklich. Sie ließ den alten Jäger los, und Morwallon drehte sich keuchend auf den Rücken.

»Dein Halbbruder hat Mörder in meine Höhlen geführt ...« Tränen glänzten in den Augen des Trolls. »Und nun warst du hier, als erneut ein Welp von mir starb. Er war klug und stark, mein Drau. Er hätte in wenigen Jahren ein Rudel angeführt. Ja, vielleicht hätte Drau irgendwann uns alle angeführt. Und dann fanden wir dich hier, den Halbbruder des Elfen, der einst Unglück über die Meinen brachte. Glaubst du, ich halte das für einen Zufall, Morwallon? Wer hat dich geschickt, Elf? Und wer war der Dritte, der mit euch gekommen ist? Erkennst du mich, Elf?«

»Du bist Herzog Orgrim«, stieß Morwallon hervor. »Ich wusste, eines Tages ...« Seine Stimme erstarb in einem Keuchen.

»Noch einen Finger!«, befahl der Troll.

»Nicht!« Laurelin sprang auf, um die Schamanin aufzuhalten, und strauchelte fast. Um seine Knöchel war ein zähes Lederseil gewickelt. »Ich sage euch alles.«

Birga hatte die grässliche Schere bereits am Zeigefinger von Morwallons rechter Hand angesetzt. Sie sah fragend zum Herzog.

»Du hast uns also etwas zu erzählen?« Der Herzog sah ihn durchdringend an. »Bitte.«

»Wir sind nur zwei Wilderer. Wir sind nicht in irgendeine Intrigen verwickelt. Wir hätten nicht hier sein sollen. Wir wussten, dass Trolle keine Elfen auf ihrem Land dulden. Das ist unsere Schuld«, bekannte Laurelin. »Bitte glaubt mir, Herzog. Ich lüge niemals.«

»Schöne Worte«, schnaubte der Herzog. »Sie gehen euch Elfen immer so leicht von den Lippen. Birga! Skanga! Streckt ihn!«

Die beiden Schamaninnen packten Morwallons Arme und Beine und streckten sie, sodass sie weit gespreizt waren. Der alte Jäger leistete keinerlei Widerstand. Hilflos lag er auf dem Boden der Höhle, während der Herzog im Dunkel verschwand.

Laurelin hörte den Troll keuchen. Schwere Schritte folgten. Orgrim trug einen mächtigen flachen Felsbrocken auf den Armen,

als er in den Lichtkreis des Feuers zurückkehrte. Mit großer Vorsicht legte er den Fels auf Morwallons Brust.

Laurelin konnte die Rippen des Jägers knacken hören. Sein Atemklang jetzt wie das Hecheln eines Hundes.

»Du bist ein harter Bursche, Elf.« Orgrim klang fast freundlich. Es lag kein Hass in seiner Stimme. »Ich verspreche dir einen würdigen Tod, wenn du dem Tod meines Welpen Würde gibst. Sag mir, wer war der Dritte? Wer hat im Gras gelegen? Wer hat sich in den Geist des Ebers geschlichen und meinen Welpen ermordet?«

»Weiß ... nicht ...«, keuchte Morwallon.

»Wir haben damit nichts zu tun!«, beteuerte Laurelin. »Bitte hört auf. Wir können nicht verraten, was wir nicht wissen.«

Der Troll blickte zu ihm herüber und schüttelte den Kopf. »Dass ihr Elfen nie aufhören mögt zu lügen! Wisst ihr, was eure Tat für das Andenken an meinen Welpen bedeutet? Solange ich zuhöre, wird man in meinem Volk gut über ihn reden ... Aber draußen an den Lagerfeuern, da werden sie spotten über den jungen Jäger, der von dem Wild, dem er nachstellte, erlegt wurde. Ihr habt meinen Sohn nicht nur getötet, ihr habt ihm auch seine Würde genommen. So seid ihr Elfen!«

»Du irrst dich ...«

»Schweig!«, fuhr der Trollfürst Laurelin an. »Ich bin den Spuren gefolgt. Der Eber war vor und nach dem Mord bei euch und in eurem Lager. Warum hätte er das tun sollen, wenn ihr nichts mit alledem zu tun habt? Und du warst auch an dem Platz, an dem jener lag, der ihn beherrscht hat.« Er wandte sich an Birga. »Noch einen Stein!«

Laurelins Gedanken überschlugen sich. Der verfluchte Eber hatte die Trolle zu ihnen beiden geführt. Aber warum?

Birga brachte zwei Steine. Jeder war so groß wie ein Trollkopf. Der Herzog nahm sie ihr ab und legte sie auf die schwere Felsplatte.

Morwallon gab ein gurgelndes Geräusch von sich.

»Er ist unschuldig«, rief Laurelin. »Jemand lenkt euch ab. Ihr verfolgt uns statt des Mörders.«

Orgrim schüttelte den Kopf. »Unschuldig ist dein Freund ganz sicher nicht.«

Birga brachte zwei weitere Steine.

Der Herzog wandte sich an die blinde Schamanin. »Du wirst tun, worum ich dich gebeten habe?«

Skanga nickte knapp.

»Er kann doch nicht mehr reden, wenn er tot ist«, versuchte Laurelin an die Vernunft des Trolls zu appellieren. »Er kann jetzt schon nicht mehr reden mit dieser Last auf der Brust.«

Birga brachte weitere Steine, die sie auf die Felsplatte legte.

Morwallon warf den Kopf hin und her. Sein Mund war weit aufgerissen. Es sah aus, als versuche er die Luft, die ihm fehlte, mit den Zähnen zu fangen.

Birga legte noch zwei Steine nach.

Ein grässliches Knacken ertönte.

Die Felsplatte sackte tiefer und stellte sich schräg. Die großen Steine gerieten ins Rollen und schlugen krachend auf den Höhlenboden. Blut sickerte aus Morwallons Mundwinkel.

Der Herzog sah Laurelin finster an. »Du glaubst, er kann nicht mehr reden, wenn er tot ist? Du irrst! Das Einzige, was er jetzt nicht mehr kann, ist lügen. Und wenn seine Antworten mich nicht zufriedenstellen, dann machen wir mit dir weiter.«



DER TOTENTÄNZER

Diese verdammten Höflinge und Ohrenbläser reden heute noch schlecht von ihm, obwohl Jahrhunderte vergangen sind, seit er Langollion verließ. Ich kann ihr Geschwafel nicht ertragen. Ich bin in diese prächtige Burg gezogen, um von seinem Tod zu berichten, und sie wirken erleichtert. Dass er so lange einfach nicht sterben wollte, dieser verträumte Rosenzüchter, dieser Verseschmied, der mir eine halbe Nacht von der unglaublichen Schönheit, mit der sich das raureifverkrustete Gras vor dem Nordwind verbeugt, erzählen konnte, um dann wieder tagelang zu schweigen, dieser Schöngeist mit den blutigen Händen. Alles an ihm war ihnen unangenehm. Einzig die Königin hat mir zugehört. Eine halbe Stunde nur, dann hatte sie ein bedeutenderes Tagwerk zu verrichten, als einem traurigen Helden die letzte Ehre zu erweisen. Wortefurzer sind sie, diese verdammten Elfen. Die Königin selbst hielt eine kurze Trauerrede, das war alles. Tränen wurden keine vergossen für Vanduin Totentänzer, einst Bannerträger des Fürsten Gyl Dion von Langollion und Schwertmeister Ilaks, die Ängstliche die Blutkönigin nannten.

Aber ich, Zachri Büffelfuß, werde es nicht dulden, dass sie ihn mit Vergessen strafen. Deshalb schreibe ich diese Zeilen. Ich bin kein Mann, der Worte so kunstvoll zu weben versteht, dass die Wahrheit hinter ihnen letztlich so vage bleibt wie die Gestalt eines Wanderers an einem nebelverhangenen Herbsttag. Manches wird fehlen oder nicht ganz richtig berichtet sein, aber hütet euch, mich einen Lügner und Aufschneider zu schelten. Es liegt einfach daran, dass ich

Vanduin Totentänzer erst in seinen letzten Jahren kennenlernte und ihn zum Reden zu bringen so schwierig war, wie einem besoffenen Kentauren einen Bandwurm zu ziehen. Man bekam nie alles aus ihm heraus. Ich habe aus vielen dieser Gespräche zusammengesetzt, was ich für seine Vergangenheit halte. Anderes wiederum habe ich selbst erlebt. Gewissheiten gibt es hier wenige, außer der, dass ihn am Ende sein Fürst verraten und zerbrochen hat, den großen und edlen Schweiger. Aber ich, ein Kobold, ein Geschöpf ohne Ehre in den Augen anderer, ich trage mein Herz am rechten Fleck und stelle mich gegen das Schweigen. Und anfangen will ich mit dem, was ganz gewiss ist: dem letzten Tag mit meinen vier Brüdern, meinem zweitglorreichsten Tag als Jäger.

Es war spät im Herbst. Erster Schnee war gefallen, es war lausig kalt, und wir hatten einen altersschwachen Büffel von seiner Herde getrennt. Viele Stunden drängten wir ihn immer weiter ins Grasland ab und setzten ihm mit unseren Speeren zu. Er hatte nicht mehr die Kraft, uns zu vertreiben. Wunde um Wunde brachten wir ihm bei, bis mein Speerstoß ihn tötete. Schnell war ein Feuer aus trockener Bisonscheiße gemacht. Das Fleisch war zäh wie der Keuschheitsgürtel einer alten Jungfer ... doch mein Stolz auf die Jagd machte es zu dem Besten, was ich je gegessen hatte. Wie haben wir fünf uns den Wanst vollgeschlagen! Wir haben gelacht, zotige Lieder gesungen und von den Mädels geträumt, die niemals die unseren sein würden.

Wir haben sie nicht bemerkt, bis sie über uns waren. Drei Trolle. Sie waren hungrig und nicht in der Stimmung zu jagen. Jossi haben sie den Kopf zerquetscht, Gollo ins Feuer geworfen und mit dem Fuß in der Glut niedergehalten, bis er nicht mehr zuckte. Marno haben sie bei Armen und Beinen gepackt und sie ausgerissen, wie man einer Fliege die Flügel auszupft. Raffa hat ein Schlag mit einer Keule alle Knochen zerschmettert.

Mich jedoch hat der Hieb, der mich töten sollte, nur gestreift. Ich wurde fünf Schritt weit durch die Luft gewirbelt und fiel vor ein paar Stiefel, an denen nicht das kleinste Stäubchen haftete. Über mir stand ein Elf, ganz in weißes Hirschleder gekleidet. Der Rauch des Feuers umspielte ihn. Er wirkte wie ein Geist, aus Nebel geboren. Sein langes Haar war von einem fahlen Blond, sein Gesicht hager, ausgezehrt von zu vielen Gedanken, die umschatteten Augen so grün wie ein tiefer Waldsee.

Nie werde ich die ersten Worte vergessen, die ich von ihm hörte: »Eure Auffassung von Gastrecht würde selbst eine Hyäne beschämen. Ihr solltet Abbitte leisten.«

Die Trolle glotzten ihm einige Herzschläge lang an.

»Lauf, Schneeflöckchen, und wir werden dir nicht folgen«, knurrte der größte der Trolle.

Der Elf legte den Kopf schief, als dächte er über die Worte nach. Nur das Fett, das aus dem Fleisch zischend ins Feuer troff, war zu hören.

»Nein«, sagte der Elf schließlich. »Ihr drei kniet nun nieder, bittet meinen kleinen Freund um Verzeihung, und dann zieht ihr davon. Solltet ihr euch anders entscheiden, werde ich den Abend damit verbringen, für die Verstorbenen Totenhemden aus eurer zähen Haut zu schneiden.«

Als Antwort kam ihm eine Keule, gefertigt aus einem wohl zwei Schritt langen Fichtenstamm, entgegengeflogen.

Vanduin wich gerade so weit aus, dass sie ihn um vielleicht zwei Zoll verfehlte. Dabei zog er seine kurzen Schwerter, die krumm wie Adlerkrallen waren. Vollkommen gelassen ging er den drei Trollen entgegen, von denen selbst der kleinste noch einen Schritt größer war als er und gewiss fünf Mal so viel wog wie der hagere Elf.

Vanduin duckte sich unter einem Faustschlag des Keulenwerfers weg und hieb ihm im Vorübergehen ein Schwert in die Kniekehle.

Dem zweiten schleuderte er ein Schwert entgegen, und es bohrte sich dem grauen Hünen tief in die Brust.

Da stand der dritte Troll hinter ihm und hob eine gewaltige Steinaxt. Ich dachte, es sei alles vorbei. Aber als hätte er auch hinten am Kopf Augen, ließ sich Vanduin rücklings fallen, entging dem Hieb und rammte dem Troll sein zweites Schwert zwischen die Schenkel, dass dieser quiekte wie ein angestochenes Schwein. Als der entmannte Troll auf die Knie sackte, war Vanduin längst wieder auf den Beinen. Wie ein Tänzer wich er anmutig zur Seite aus und stach dem Troll sein Schwert tief ins Auge.

Nachdem er die Klinge befreit hatte, hob er sie grüßend in meine Richtung. »Gedulde dich nur einige Herzschläge, mein kleiner Freund, das Spektakel ist bald vorüber.«

Ich hatte mich aufgesetzt. Drei meiner Rippen waren gebrochen, jeder Atemzug eine Qual.

Der weiße Elf war nun bei dem Troll, dem das Schwert in der Brust gesteckt hatte. Der graue Hüne hatte die Klinge aus der Wunde gezogen, wirkte schwach und gab gurgelnde Laute von sich.

Der Elf nahm ihm die Waffe aus der riesigen Pranke. »Ich entschuldige mich bei dir. Ich war nachlässig. Die Klinge hätte dein Herz treffen sollen. Mir scheint, deine Lunge wurde verletzt und läuft nun mit Blut voll. Eine sonderbare Fügung, in einem Landstrich zu ertrinken, in dem es weit und breit weder Fluss noch See gibt.«

Der Troll blickte ihn aus kleinen Augen verständnislos an. Ich dachte, das Ungeheuer würde den Elfen jeden Augenblick packen, um ihm die Kehle zu zerquetschen.

»Es heißt, kurz vor dem Ertrinken hätte man wunderschöne Visionen.« Er betrachtete den Troll abwägend. »Ich fürchte, der Schönheit hast du in deinem Leben nie auch nur einen Augenblick der Hingabe gewidmet. Machen wir es also kurz.« Mit diesen Worten schnitt er dem Troll die Kehle durch, sodass ein Sprühregen von Blutstropfen in

den Schnee spritzte. Vanduin wandte sich ab, um dem Troll, dem er ganz zu Beginn des Kampfes die Sehnen in der Kniekehle durchtrennt hatte, den Rest zu geben. Doch plötzlich blieb der Elf wie angewurzelt stehen und blickte in den zertrampelten Schnee.

Er regte sich einfach nicht mehr. Vanduin schien alles um sich herum vergessen zu haben. Auch der Troll bemerkte das. Er kam in meine Richtung gekrochen. Ich sprang auf und hinkte zu dem Elfen. Keuchend rief ich. Ich zupfte ihm an den Hirschlederhosen. Ich schrie ihn an, dass ich dachte, meine gebrochenen Knochen würden mir das Herz aufspießen. Er indes starrte einfach nur vor sich hin, als habe er alles um sich herum vergessen.

Der Troll hatte sich seine Keule geholt und nutzte sie als Krücke. Schnaubend und mit Mordlust in den Augen kam er in unsere Richtung gehumpelt.

Ich schrie auf Vanduin ein. Ich habe ihm sogar vor die Schienbeine getreten, aber er starrte wie versteinert auf die Blutstropfen im Schnee. Dann habe ich sie zertrampelt. Bei den Alben, niemals werde ich den Blick vergessen, den er mir zugeworfen hat. Da lag eine stählerne Kraft in den dunkelgrünen Augen.

Zum Glück stieß der Troll einen wilden Kriegsschrei aus. Er war auf drei Schritt heran. Fast nah genug, um die Keule zu nutzen, die seine Krücke war. Als er es tat, unterlief Vanduin den Hieb mit einem Geschick, als vermochte er die Bewegungen des Trolls vorauszuahnen, und schlitzte dem Hünen auf ganzer Breite den Bauch auf, dass ihm die dampfenden Gedärme vor die Füße fielen.

Der Elf kehrte zurück an den Platz, an dem er starrend gestanden hatte, doch was er im Schnee gesehen hatte, fand er nicht mehr wieder. Als er mich nun ansah, war die Härte aus seinem Blick gewichen. Er wirkte nur noch unendlich müde. »Verscharr das Gebratene im Schnee. Ich kann den Geruch von geröstetem Fleisch nicht ertragen.«

Ich beeilte mich, ihm zu gehorchen, und dankte stumm den Alben, dass ich mir bereits den Bauch vollgeschlagen hatte. Und dann bereute ich es wieder, denn er machte wahr, was ich nur für eine Drohung gehalten hatte. Er zog den Trollen die Haut ab und nähte daraus Totenhemden für meine Brüder.

Ich war zu schwach, ein Grab auszuheben. Auch das tat er, während ich nur zusah. Als er aus der Grube stieg, waren seine Kleider immer noch so makellos weiß wie in dem Augenblick, als er durch den Rauch getreten war, um mich zu retten. Er fand ergreifende Worte für meine Brüder, obwohl er sie nicht einmal gekannt hatte.

Als das Grab geschlossen war, nahm er mich auf den Arm, wie man ein neugeborenes Kind auf den Arm nimmt. Er hatte einen halben Tag und eine ganze Nacht damit verbracht, Jossi, Gollo, Marno und Raffa in ihre Totengewänder zu kleiden und zu beerdigen.

Er ging mit mir nach Norden, dem eisigen Winterwind entgegen, und er musste wohl einen Zauber gewoben haben, denn ich spürte weder Schmerz noch Frost.

»Hast du je ein Gedicht von Alissa Federhand im letzten Sonnenlicht eines Sommertags gelesen oder eine Rubinrose bis zur ersten Blüte gehegt?«

Ich hütete mich, darauf zu antworten.

»Ich glaube, wir alle wurden geboren, um die Schönheit der Welt zu mehren. Leider versagen die meisten, doch du wirst diese Prüfung bestehen. Du hast mir das Leben gerettet, das habe ich nicht vergessen, und ich werde dir diese Schuld vergelten, indem ich dich lehre, die Welt zu einem schöneren Ort zu machen.«

Zitiert aus: Der Bannerträger der Schönheit

Seite 3–11 (Manuskript auf Birkenrinde)

Verfasst von: Zachri Büffelfuß

Verwahrt in der Bibliothek von Iskendria, Halle des Lichts



EINE ALTE SCHULD

Das Dröhnen des Wassers war so gewaltig, dass es jede Faser seines Körpers erschütterte. Es durchdrang ihn, rüttelte ihn, als wolle es ihn aus einem bösen Traum wecken. Melvyn hatte gewusst, dass dieser Tag kommen würde, und doch hatte er sich der törichten Hoffnung hingegeben, er könne ihr entfliehen, er müsse nur fern genug sein, wild genug, und die Eine würde niemals wiederkehren, um nach ihm zu suchen.

Nun ritt sie durch den Schleier aus Gischt, der über der Shalyn Falah wogte. Die weiße Brücke, die sich über dem Abgrund spannte, hinter dem das Herzland lag, war aus dem Knochen einer Riesin gefertigt, so hieß es. Kaum zwei Schritt war sie breit, spiegelglatt und zur Mitte hin leicht gewölbt. Das Sprühwasser der kleinen Bäche, die in den Abgrund stürzten, machte sie zu schlüpfrigem Grund. Es gab keine Geländer.

Aber die Gestalt auf dem großen Schimmel, die sich aus den Dunstschleiern löste, kannte keine Angst. Ganz in Weiß gekleidet, saß sie im Damensitz, die Beine seitlich des Sattels übereinandergeschlagen, auf dem stolzen Ross.

Sie verkörperte alles, was er nie sein konnte – er, das Halbblut. Der Elf mit dem Makel, einen Menschenvater zu haben. Er gehörte in keine der beiden Welten, und er wusste, wie unerbittlich die Königin schon einmal ein Kind gejagt hatte, das so gewesen war wie er.

Emerelle erreichte das Ende der Brücke. Anmutig glitt sie aus

dem Sattel. Ihr Schritt war so leicht, als schwebte sie. »Du siehst gut aus nach all den Jahren«, grüßte sie ihn.

Melvyn ballte die Fäuste. Es lag so viel in diesen wenigen Worten. »Du hast sie nicht gerettet«, presste er hervor. »Nicht meine Kinder und auch nicht meine über alles geliebte Leylin.«

»Aber ich habe alles versucht«, sagte die Königin sanft. »Am Tod Leylins trifft mich keine Schuld. Sie hat ihr Schicksal selbst gewählt. Und deine Kinder ...« Emerelle machte eine vage Geste.

Er wusste, dass es sein Blut war, das seine Kinder dazu verdammt hatte, vor der Zeit zu altern und zu sterben. Das Blut des Alfadas, seines Menschenvaters. Emerelle hatte es ein wenig verlangsamt, und sie hatte niemals versprochen, dass sie mehr bewirken könnte. Dass dieser Tag heute kommen mochte, war Teil ihres Paktes gewesen. Er war ihr Schuldiger. Er hatte versprochen, dass er alles für sie tun würde, wenn sie eines Tages käme, um einen Ausgleich für ihre Dienste zu fordern.

»Du wirst für mich nach Langollion reisen«, sagte die Königin ruhig.

Er senkte den Blick. »Wen soll ich jagen und töten?«

»Du hast so viele Talente, Melvyn. Wie kommst du darauf, dass du für mich morden sollst?«

Er hob den Kopf und sah ihr direkt in die Augen. »Womöglich, weil dir deine Meuchler ausgehen.«

Sie hielt seinem Blick stand und ging auf seine Vorhaltungen nicht ein. Sie wirkte so zart und zerbrechlich. Aber er wusste um ihre dunklen Seiten.

»In drei Tagen zur Mittagsstunde erwarte ich dich in meinem Thronsaal. Dort werde ich dir sagen, was ich von dir verlange.« Wieder lächelte sie. »Vertraue mir, ich werde dich überraschen.«



SPIEGELFECHTEN

Nanduval wich dem Schwertstoß aus, trat zurück und blockte den Dolchstich, der auf seine Kehle zielte. Kreischend schrammte Metall auf Metall. Ringsum ertönte das schrille Lied der Klingen.

Schon folgte ein weiterer Angriff. Sie kannte keine Gnade, ließ ihm keinen Augenblick Zeit, zum Gegenangriff überzugehen. Unbarmherzig drängte sie ihn zurück. Erneut parierte er einen Stich, der diesmal auf die Innenseite seiner Oberschenkel gerichtet war. Dies war kein ritterlicher Kampf, es ging einzig und allein darum zu siegen. Schnell und blutig.

Ein Dolchstoß zielte auf sein Gesicht. Er riss den linken Arm hoch und lenkte den Angriff ab. Nur um Haaresbreite verfehlte ihn die Klinge.

Aus dem Augenwinkel sah er einen seiner Männer zu Boden gehen. Ein anderer sprang über ihn hinweg, um seinen Platz einzunehmen. Die Schattenkrieger, die handverlesene Leibwache der Fürstin Alathaia, drohten zu unterliegen.

Wütend schlug er das Schwert zur Seite, das dieses Mal auf sein Knie gezielt hatte. Seine Gegnerin hielt nicht dagegen. Sie zog die Klinge zurück, sodass ihn die Wucht seines Angriffs aus dem Gleichgewicht brachte. Er taumelte einen Schritt nach vorn.

Die schlanke Fechterin wich aus und legte ihm den Dolch an den Hals. »Zorn ist nie ein guter Ratgeber, mein lieber Nanduval.« Sie trat zurück, nahm den Helm ab, den zu tragen er sie genötigt hatte, und schüttelte ihr langes schwarzes Haar.

Deprimiert verbeugte er sich nach höfischer Manier. »Ich gratuliere Euch zu Eurem Sieg, meine Fürstin, und bedaure zutiefst, solch ein unwürdiger Gegner zu sein. Mir scheint, Ihr habt wieder einmal einen Lorbeer ohne Mühe errungen.«

»Niemand in dieser Halle hätte meinen Angriffen so lange standgehalten wie du, mein lieber Nanduval.« Alathaia wandte sich um und verfolgte die Kämpfe im weiten Fechtsaal. Es war ihr Vorschlag gewesen, ihre Familie gegen die Schattenkrieger antreten zu lassen. Ihre Kinder und ihr Mann fochten gut. Einzig Morwenna war bislang ausgeschieden und hatte sich auf eine der Marmorbänke an der Südwand der Fechthalle zurückgezogen. Sie sah ihre Bestimmung darin, Wunden zu heilen, statt sie zu schlagen. Und dennoch war sie jedem durchschnittlichen Krieger mehr als nur gewachsen. Sie strich über ihre linke Wange, die nach einem Treffer leicht geschwollen war, und bedachte Nanduval mit einem ärgerlichen Blick. Ihre fast völlig schwarzen Augen wirkten erbarmungslos. Sie war gegen diese Fechtübung gewesen, hielt sie für Zeitverschwendung.

Der Hauptmann sah zu Eldarian. Er hatte dem Gemahl Alathaias einen Rekruten der Leibwache als Gegner zugeteilt, und selbst gegen den hatte Eldarian einen schweren Stand. Nanduval hatte nie begriffen, was die Fürstin an Eldarian fand. Er war in allem, was zählte, bestenfalls durchschnittlich. Er war ihr nicht einmal treu. Als Befehlshaber der Leibwache entging Nanduval selbstverständlich nicht, in welche geheimen Zimmer, Abstellkammern und Sattelstuben sich der Fürst von Langollion gelegentlich zurückzog und wen er dort traf. Es hieß, er sei ein herausragender Liebhaber.

»Danke.«

Das Wort war im Schwertergeklirr fast untergegangen. Alathaia stand dicht neben ihm. Sie hatte es nur gehaucht. Niemand anders hatte es hören können.

»Wofür dankt Ihr mir, Herrin?«

»Ich weiß, was du getan hast. Du hast dafür gesorgt, dass er nicht das Gesicht verliert.« Sie lächelte. »Bei Morwenna warst du weniger gnädig.«

»Er ist der Fürst. Es würde ...«

Alathai hob flüchtig die Hand und ließ ihn verstummen. Sie machte selten viele Worte. Sie war klar in allem, was sie tat. Es wäre nur schön, wenn sie ihm etwas mehr über ihre Sorgen verraten würde, dann wäre es leichter, sie zu beschützen.

»Eine Fechtstunde bei Kerzenschein hatten wir noch nicht.« Die Fürstin wirkte gut gelaunt.

Mehr als dreihundert Kerzen waren in dem großen Saal aufgestellt. Sie bildeten Hindernisse für die Fechter. Eine umzustoßen bedeutete, dass man aus dem Wettkampf ausschied.

Voller Bewunderung beobachtete Hauptmann Nanduval die ganz schwarz gewandete Atossa. Sie war die beste Fechterin der Schattenkrieger. Leider war sie etwas zu übermütig und in ihr Können verliebt. Sie hatte sich geweigert, einen Helm zu tragen. Ihre einzige Rüstung war eine leichte lederne Brustplatte. Atossa hatte darauf bestanden, nicht gegen die Familie der Fürstin anzutreten. Vermutlich in der Sorge, sie müsse sich zurückhalten, um Morwenna oder Tiranu siegen zu lassen. Xylon und Assanael, der wohl tödlichste Fechter, den Langollion je hervorgebracht hatte, fehlten. Diese beiden Söhne Alathaias hätte sie wohl als gleichwertig willkommen geheißen. Doch niemand war Assanael gleichwertig. In Nanduvals Augen übertraf Assanael selbst seine Mutter. Doch er war kaum einmal bei der Familie. Stets reiste er in Angelegenheiten, über die man besser keine Fragen stellte.

Atossa hatte in ihrem Übermut gleich drei Fechter der Schattenkrieger herausgefordert, und bislang hielt sie sich die drei mit Leichtigkeit vom Leib. Zehn Herzschläge lang zuzusehen genügte, um selbst einen ungeübten Fechter erkennen zu lassen, dass Atossa mit ihren Gegnern spielte.

Die Fechterin duckte sich unter einem Hieb weg, machte einen Ausfallschritt und zwang einen ihrer drei Gegner zu einem Rückwärtssatz. Der Krieger stieß eine Kerze um. Resignierend ließ er sein Schwert sinken und zog sich zurück.

Nanduval hatte gesehen, dass Atossa nicht ernsthaft versucht hatte, den anderen zu treffen. Sie hatte gewollt, dass er die Kerze niedertrat. Auf diese Art auszuscheiden war weniger ehrenvoll. Gegen Atossa zu verlieren war keine Schande. Auch Nanduval würde nur schwer gegen sie bestehen. Aber eine der Kerzen umzutreten ließ den Fechter wie einen Tollpatsch erscheinen.

»Nicht sehr ritterlich«, bemerkte der Hauptmann.

Alathaia hatte ihre Brustplatte abgelegt. Darunter trug sie eine schwarze Bluse. Deutlich zeichneten sich ihre Brustwarzen unter dem Stoff ab. Nanduval bemühte sich, nicht hinzusehen. Manchmal hatte er den Eindruck, dass es der Fürstin gefiel, ihn in Verlegenheit zu bringen.

»Es ist helllichter Tag.« Die Fürstin fächelte sich mit übertriebener Geste mit der Linken Luft zu. Es war heiß im Fechtsaal – der Preis, den die Kerzen forderten. Die großen Fenster an Süd- und Nordseite des Saals waren mit schwarzen Tüchern verhängt. »Findest du es nicht übertrieben, die Sonne auszusperren, Hauptmann?«

»So wird sich kein Bogenschütze auf eines der umliegenden Dächer schleichen, um nach einem leichten Ziel in der Fechthalle Ausschau zu halten«, entgegnete er trocken.

»Du lässt die Dächer doch bewachen, Hauptmann.«

»Das wird nicht helfen, wenn der Meuchler bereit ist, sein Leben gegen das Eure einzutauschen, Herrin. Wenn ich mehr über die Gefahr wüsste, in die Ihr Euch verstrickt habt ...«

Alathaia schüttelte sacht den Kopf. »Du wirst mich nicht zum Reden bringen, Nanduval. Es ist das Geheimnis, das ich vor dir verberge, dass die Meuchler anlockt. Jeder, mit dem ich es teile, wäre

ebenfalls dem Tode geweiht. Du liegst mir am Herzen, Hauptmann. Und ich vertraue dir wie keinem anderen. Vier Mal hast du die Meuchler, die an meinen Hof kamen, zur Strecke gebracht. Du wirst es auch ein fünftes Mal schaffen.«

Eldarian gelang es, den Rekruten mit dem Schwert am Knie zu berühren. Daraufhin ließ dieser seine Waffe fallen und verbeugte sich.

»Großartig!«, jubelte Alathaia, obwohl ihr klar sein musste, dass nichts an diesem Kampf ein solches Lob verdient hatte.

Nanduval hatte den Rekruten angewiesen, sich besiegen zu lassen, wenn sich der Kampf zu lange hinzog. So stand der Fürst gut da und hatte sein Gesicht gewahrt. Wieder einmal.

Versonnen blickte der Hauptmann zu den abgehängten Fenstern. Wenn der letzte Kampf beendet war, würde Alathaia mit ihren Kindern und Eldarian ein leichtes Mahl einnehmen. Brot, Käse, ein wenig Obst, klares Wasser. Sie mochte Luxus nicht sonderlich. Verschwenderische Festgelage wie an anderen Fürstenhöfen gab es im Palast der tausend Blüten nur selten. Die Festgelage ihrer niedersten Untertanen unterschieden sich kaum von denen der Fürstin. Dafür liebte Nanduval sie, ebenso wie er sie für ihr Ansinnen liebte, eine bessere Welt zu erschaffen.

Voller Sorge sah er sich im Saal um. Hier war sie sicher. Eine Stunde vielleicht noch. Dann würde sie hinaustreten ins helle Licht des Tages und sich ohne Rücksicht auf ihre Sicherheit ihren Pflichten als Fürstin stellen.

Er würde sein Leben geben, um sie vor den Meuchlern zu bewahren, die insgeheim auf sie lauerten, um all ihre Träume von einer besseren Welt zu beenden. Und Nanduval wusste, ganz gleich, was er tat, der Tag würde kommen, an dem er versagte und der Tod einen Weg zu seiner geliebten Fürstin fand.



DAS HANDWERK DES TODES

»Du wirst Alathaia für mich töten.«

Adelayne blieb abrupt stehen. Es war früher Nachmittag. Der Geruch des Herbstes lag in der Luft, doch die Sonne hatte noch einmal an Kraft gewonnen und sandte einen letzten Gruß des Sommers.

Adelayne stand an der Seite der Königin. Sie hatten sich in das Heckenlabyrinth zurückgezogen. In ihrer unmittelbaren Nähe war niemand zu sehen. Aber wenn jemand auf der anderen Seite der Hecke stand...

Hoch über ihren Köpfen tanzten einige Blütenfeen am Himmel, kaum fingerlange Geschöpfe mit Flügeln von Schmetterlingen oder Libellen. Es hieß, sie seien immer fröhlich und würden seltsame Gedichte schreiben. Adelayne waren sie suspekt. Ob sie Emerelles Worte gehört hatten?

»Es heißt, es sei nicht leicht, in ihr Fürstentum zu gelangen«, beeilte sich Adelayne zu sagen, bevor das Schweigen zwischen ihnen beiden zu lange währte.

Emerelle neigte den Kopf und sah sie durchdringend an. Offensichtlich hatte die Königin ein Gespür dafür, wenn etwas unausgesprochen blieb. »Silber wird dir den Weg ebnen, und das wird nicht auffallen. Manch einer erkauft sich seinen Platz auf der Insel der Träumer. Aber eigentlich treibt dich die Frage um, warum sie zu sterben hat, nicht wahr?«

»Bislang habe ich mir meine Opfer selbst ausgesucht. Ich war mir stets ganz sicher, dass sie den Tod verdient hatten.« Adelayne

entschied sich, die Flucht nach vorn anzutreten. »Es waren Männer, die über den Gesetzen Albenmarks zu stehen schienen. Die niemand mehr zu richten wagte.«

»Erwartest du, dass ich mich dafür rechtfertige, dass Bonnefay noch lebte?«, fragte die Königin ruhig, aber die Art, wie sie dabei die Braue hob, jagte Adelayne einen Schauer über den Rücken.

»Ich würde mich freuen, wenn Ihr es mir erklären könntet, Herrin. Ich ... Ihr seid die Königin, gewählt von den Fürsten Albenmarks. Ihr müsst Euch nicht ...«

»Rechtfertigen? Ich muss nicht einmal etwas erklären, geschweige denn rechtfertigen.« Emerelle ging ein Stück weiter durch das Labyrinth und ließ sich dann auf einer Marmorbank an einer Wegkreuzung nieder. Zwei Blütenfee schwebten herab, ließen sich auf ihren Schultern nieder und spielten mit ihrem dunkelblonden Haar.

»Weißt du, Bonnefay hat zu mir gestanden, als die Trolle Vahan Calyd niederbrannten. Er hat treu zu mir gehalten, als die Mehrzahl der überlebenden Fürsten zögerlich abwartete, wer in diesem Kampf obsiegen würde. Das wog schwer. Aber ich bin nicht blind. Ich Sorge mich um das Wohl aller Albenkinder, und es war mir bewusst, wie sehr sich Bonnefay in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Manche von uns sind nicht für ein Leben geschaffen, das nach Jahrhunderten zählt. Er hat seinen Nordstern im Leben verloren – das Licht, das einem den Weg weist. Wärest du nicht gewesen, dann hätte es nicht mehr lange gedauert, bis ich jemanden geschickt hätte, um die Last des Lebens von ihm zu nehmen. Es war an der Zeit, dass seine Seele frei wurde zur Wiedergeburt und nun neue Wege auf ihrer Reise hin zum Mondlicht nehmen kann.«

Adelayne war mit dieser Argumentation wohlvertraut. Einen Mord zur Befreiung der Seele zu stilisieren und somit letztlich zum Wohltäter am Toten zu werden erleichterte das Gewissen. »Meine Taten gründen nicht auf einem Vielleicht. Mir ist vollkommen

gleichgültig, ob meine Opfer als bessere Elfen wiedergeboren werden. Mir genügt die Gewissheit, dass Albenmark eine bessere Welt ist, wenn Fürsten wie Bonnefay ihren Weg ins Grab gefunden haben.«

Emerelle bedachte sie mit einem schmallippigen Lächeln. »Ich wusste, dass wir uns verstehen würden. Weil du so denkst, bist du die Richtige, um zu Alathaia zu gehen. Die Fürstin von Langollion steht unmittelbar davor, sich mit Kräften einzulassen, die sie nicht beherrschen kann. Sie muss sterben, bevor ganz Albenmark mit Strömen von Blut für ihre Selbstüberschätzung zahlt.«

Adelayne war sich nicht sicher, ob sie den Worten der Königin trauen konnte.

»Einst war mir Alathaia auf die gleiche Art zu Diensten, wie du es nun sein sollst. Sie war ausgezeichnet. Ich kann dich nur vor ihr warnen. Wenn du ihr verdächtig wirst, bist du so gut wie tot.«

Die Meuchlerin nickte. Sie hatte Gerüchte über die blutige Vergangenheit Alathaias gehört. Aber es wurde auch viel Gutes über sie erzählt. Dass sie eine bescheidene und gnädige Fürstin war. Ihre Insel Langollion war ein Ort wie aus einem Märchen. Jeder war eingeladen, dort nach seinem Glück zu suchen, wenngleich nicht jeder dieses verwunschene Fürstentum betreten durfte. Das wandernde Volk auf den Straßen, die Bettler, Vogelhändler, Kesselflicker, Heilerinnen und Quacksalber erzählten sich Abend für Abend Geschichten von Langollion. Jeder träumte davon, dort eines Tages sein Glück zu finden. Doch die meisten begannen nicht einmal die Reise.

Adelayne lächelte. Auch sie hatte sich schon ein Leben in Langollion ausgemalt. Aber es war nur ein Tagtraum gewesen. Sie hatte sich nie ernsthaft bemüht, ihn Wirklichkeit werden zu lassen. Und nun wurde sie geschickt, ihren Traum zu leben, um ihn dann zu zerstören, denn dass dieses Fürstentum so einzigartig war, lag allein an Alathaia.

»Du findest meinen Auftrag amüsant?«

»Ich habe mich stumm gefragt, ob es nicht einfacher gewesen wäre, mich für die Hinrichtung im Kerker zu lassen. Wie kann ich Alathaia besiegen, wenn sie schon war, was ich erst noch werden soll: deine auserwählte Meuchlerin.«

»Ich werde noch jemanden schicken, der sehr viel Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das solltest du nutzen.« Emerelle verscheuchte die beiden Blütenfeen mit einer sanften Handbewegung. »Greife Alathaia nie direkt an. Du wirst sie nicht hinterrücks erdolchen können. Und du wirst auch nicht einfach ihr Vertrauen gewinnen. Gerade jetzt wird sie alle Fremden an ihrem Hof unter Beobachtung halten. Mache es wie am Hof von Bonnefay. Gewinne das Vertrauen von jemandem, der Alathaia nahesteht. Morde mit Heimtücke, und nimm dir viel Zeit. Gift sollte die Waffe deiner Wahl sein. Sei vorsichtig! Es gibt noch viele kleine und große Tyrannen, die sich einen Besuch von dir verdient haben.«

Adelayne lächelte zu den aufmunternden Worten, doch insgeheim fragte sie sich, ob Emerelle dem zweiten Meuchler wohl dieselbe Rede gehalten hatte. Womöglich war sie, Adelayne, ja die Ablenkung.

»Dich als reisende Heilerin auszugeben ist eine gute Tarnung. Ich habe deinen Karren vom Hof Bonnefays holen lassen. Eine Vertraute von mir wird dich zu deinem Karren bringen. Er befindet sich weit fort von hier ... Wir müssen deine Spuren verwischen, wenn du über die Alpenpfade gehst. Du wirst durch viele Albensterne treten, damit dein Weg nicht hierher zurückzuverfolgen ist. Wenn Alathaia nur den geringsten Verdacht hegt, dass du mit mir in Verbindung stehst, wirst du sterben. Sie ist gut im Handwerk des Todes.« Die Königin wandte sich um. »Zafira?«

Eine Lutin trat aus einem der Wege des Labyrinths. Sie war klein, kaum kniehoch, und trug ein blaues Kleid mit einem kindlich wirkenden weißen Blümchenmuster. Ihre verschrammten Reitstiefel

und die roten Hosen standen in eigentümlichem Kontrast dazu, ebenso wie die breite grüne Bauchbinde, aus der Pfeifenköpfe und Dolchgriffe ragten.

Adelayne betrachtete die Lutin voller Misstrauen. Von allen Koboldvölkern hatten diese fuchsköpfigen kleinen Biester den übelsten Ruf. Man munkelte, dass sie Kinder stahlen und auch allerlei anderes Diebesgut beschafften. »Habe ich das richtig verstanden? Wir werden mit einem Karren ins Netz der Albenpfade fahren?« Die Wege aus goldenem Licht waren nur wenig mehr als zwei Fuß breit.

Emerelle tat ihr Unbehagen mit einer lässigen Geste ab. »Die Albenpfade sind stets so breit, wie es für die Reisenden notwendig ist. Zafira wird deinen Wagen lenken. Dies ist der ungefährlichste Teil deines Weges, meine Liebe. Hast du noch einen Wunsch, bevor ihr aufbrecht?«

Das klang in Adelaynes Ohren nach einem letzten Wunsch, bevor es zum Galgen ging. Da sie nichts mehr zu verlieren hatte, entschied sie sich, frech zu sein. »In der Tat, ich habe einen Wunsch. Ich brauche ...«



ROTE ROSEN

»Du wirst mir von hier an nicht folgen!«

Nanduval nickte mit versteinerner Miene. Der Hauptmann widersprach ihr so gut wie nie, aber es war ihm deutlich anzusehen, was er von diesem Befehl hielt. Sie konnte ihm nicht verraten, wie

sicher sie hier war. Er sah nur den riesigen Rosenpavillon, der sich hinter dem Palast der tausend Blüten erstreckte. Alle nannten ihn Pavillon, doch über diesen Namen war er seit vielen Jahrhunderten hinausgewachsen. Die Rosenhecken fassten ein Gelände von fast zweihundert mal zweihundert Schritt ein.

Säulen ragten aus der etwa zehn Schritt hohen Heckenwand mit ihren blutroten Blüten auf. Sie trugen verwittertes Eichengebälk, das den Pavillon gitterförmig überdachte. An Säulen wie Balken rankten Rosen. Der Boden war mit Mosaiken geschmückt, doch es gab etliche kreisrunde Aussparungen, aus denen weitere Rosen hervorwucherten. Niemand stutzte je die Ranken. Und nur sehr wenige wussten, dass es sich in Wahrheit nur um einen einzigen Rosenbusch handelte, alt wie die Zeit: Matha Blouta, eine beseelte Pflanze. Die Albenkinder erzählten sich viele Geschichten über derlei Gewächse. Manche widersprachen einander. Gewissheit gab es keine. Alathaia mochte am liebsten die Geschichte, dass es sich bei diesen Pflanzen um die jeweils ersten ihrer Art handelte und dass die Alben selbst sie einst erschaffen hatten.

Matha Blouta machte ein Geheimnis daraus, was sie war. Sie hatte sich nur Alathaia und ihren Kindern offenbart. Nicht einmal Alathaias Gemahl Eldarian wusste um das wahre Wesen des Rubinrosenbuschs. Er hielt ihn, so wie fast alle anderen, nur für unendlich alt.

Alathaia ließ im Vorübergehen die Fingerspitzen über einige Rosenblüten streichen. Die Blätter waren zart wie Seide, nicht eines von ihnen welk. Matha Blouta strotzte nur so vor Leben.

Ein leises Rascheln lief durch die Blätter, obwohl es windstill war. Es schien, als erschauere der Rosenbusch unter der sanften Berührung.

Die Fürstin betrachtete die mächtigen Äste dicht über dem Boden. Manche waren dick wie Baumstämme. Matha Blouta hatte schon

gelebt, als die Himmelsschlangen über Albenmark herrschten. Sie war Teil der Liebesgeschichte zwischen dem Goldenen und der Elfe Aillean.

Alathaia sah zurück zu Nanduval, der sie nicht aus den Augen ließ. Sie nahm auf einer Marmorbank Platz und wandte sich von dem Hauptmann ab. Sanft streichelte sie die Rosenranken und drückte sich einen der Dornen in den Handballen. Nanduval stand im falschen Winkel zu ihr, um sehen zu können, was nun vor sich ging. Ihm musste es scheinen, als habe sie den strahlenden Herbsttag erwählt, um den Rosenpavillon zur stillen Einkehr zu besuchen.

Sie blickte auf die Blutstropfen, die an dem Dorn hinabrannen. Matha Blouta machte keine Geschenke. Sie verlangte Opfer.

Es ist schön, dich wieder auf heimischer Erde zu sehen, mein makellosester Spross.

Die Stimme der Rose erklang in ihrem Kopf. Und Alathaia wusste, dass Matha Blouta ihre Gedanken lesen konnte. Auch vor dem Blutopfer schon. Wie weit die Macht des Rubinrosenbusches reichte, vermochte sie nicht zu ermessen, doch sie war sich sicher, dass auf Langollion nur wenig geschah, was ihr entging.

Ich freue mich, dass ich zum kommenden Fest anwesend sein werde, dachte die Fürstin und drückte sich den Dorn noch ein wenig tiefer in die Hand.

Ich weiß, was du getan hast, meine düstere Blüte. Du hast dich wider besseres Wissen mit der einzigen Macht eingelassen, vor der ich mehr als nur Respekt habe. Ich bin mir sicher, dein Leben ist in Gefahr. Und dieses Mal werden sie es geschickter anfangen als bei allen bisherigen Versuchen. Es wäre klug, die Insel zu verlassen. Ich kenne Orte, an denen man dich nicht finden wird ...

Eine Flucht kam für Alathaia nicht infrage. Sie war noch nie vor einer Gefahr davongelaufen.

*Eine Tugend, die viele, deren Leben dahinwelkte, mit dir teilen,
mein geliebter Spross.*

Die meisten Opfer jeder Schlacht finden sich unter denen, die sich zur Flucht wandten und hofften, entkommen zu können, wusste Alathaia nur zu gut aus ihrer blutigen Vergangenheit.

Wieder lief ein leises Rascheln durch die Blätter des Rosenbuschs. An manchen Stellen war die Hecke, die den Rosenpavillon bildete, mehr als drei Schritt breit, und nahm man das Labyrinth, das dahinter lag, noch hinzu, war sie fast eine Meile lang. Matha Blouta war gewiss das größte Lebewesen auf Langollion. Vielleicht sogar in ganz Albenmark.

Du hast in vielen Kämpfen gefochten, mein geliebter Sprössling. Ist es weise, dem Gegner den Angriff zu überlassen?

Alathaia war noch nicht bereit für einen großen Krieg. Ihr Kampf musste im Verborgenen, im Schatten ausgetragen werden. Noch genügte ihre Macht bei Weitem nicht, um zum Angriff überzugehen. Aber sie hatte Geduld. Und sie wusste, auf welche Weise sie am Ende siegen konnte.

Dein Mut hat dich zu der gemacht, die du bist. Aber es zieht ein Sturm herauf, der dich entwurzeln wird. Sei nicht hier, wenn er losbricht.

Du könntest mich tiefer in die Geheimnisse der Blutmagie einweihen, dachte Alathaia. Wenn meine Wurzeln tief genug reichen, wird mir kein Sturm mehr gefährlich werden.

Du weißt um den Preis, den dieses Wissen hat. Und ich sehe in dein Herz. Die Zeit ist noch nicht gekommen. Du musst erst Demut lernen, bevor du begreifst, dass mancher Preis schlichtweg zu entrichten ist.

»Ich kann nicht noch mehr Feste feiern!«, platzte die Fürstin heraus.

Dann wird deine Macht nur langsam wachsen.

Ich bin eine Elfe, mein Leben zählt nach Jahrhunderten, und Jahrhunderte liegen noch vor mir.

Oder nur noch so viele Tage, bis du einem Meuchler begegnest, der etwas tut, was weder du noch dein braver Hauptmann euch vorstellen konntet.

Alathaia dachte an all die Morde, die sie begangen hatte. An das schuldige wie das unschuldige Blut, das sie vergossen hatte. Sie wusste, wie man sich vor der Heimtücke von Meuchlern schützte, denn einst war sie die Königin unter allen Meuchlern gewesen.

Und deshalb ist dein Tod unausweichlich. Du weißt zu viel. Vor allem nach deiner letzten Bluttat. Zahle deinen Preis, und ich werde dir den Weg zum Thron Albenmarks weisen.

Alathaia erhob sich. Mit entschiedenen Schritten verließ sie den Pavillon.

»Fürstin?«

Sie ignorierte den fragenden Blick Nanduvals. Kurz sah sie zu ihrem weitläufigen Palast, der in unzähligen Jahrhunderten gewachsen war. Dort warteten nur Pflichten. Sie war noch nicht bereit, sich den tausend Banalitäten zu stellen, die zu meistern eine gute Fürstin von einer Tyrannin unterschied.

Sie umrundete den Pavillon und wanderte tiefer in den Park hinein, der sich über Meilen vom Palast der tausend Blüten bis hin zum Rosenturm erstreckte, jener Ruine, in der einst die Geschichte der Fürsten von Langollion begonnen hatte. Die meisten Albenkinder fürchteten diesen Ort, doch ihr war er immer schon eine Zuflucht gewesen. Sie dachte an das eine Gemach, das inmitten des Verfalls wieder hergerichtet worden war. An den großen Kamin und die Schaffelle. An die Stunden des Friedens und der Lust, die ihr der Rosenturm geschenkt hatte.

Alathaia blickte über den Wald hinweg zu der fernen Ruine, die sich weiß vor dem strahlend blauen Herbsthimmel abhob. Sie war viel zu lange nicht dort gewesen.

Die Geschichte der Fürsten Langollions wurde vom ersten Tag an

mit Blut geschrieben, ertönte die Stimme, der sie entfliehen wollte, in ihrem Kopf. *Dem wirst auch du dich nicht entziehen.*

Trotzig verschloss sich Alathaia vor der ungeliebten Wahrheit. Sie kreuzte den Kiesweg, der an dem Teich voller schneeweißer Lotusblüten vorüberführte. Hier hatte sich einst Asamee, die Gemahlin des Fürsten Gyldion, das Leben genommen, nachdem sie die Nachricht vom Verrat ihres Gatten erhalten hatte. So erzählte man sich zumindest. Sie hatte sich aus großer Höhe zu Tode gestürzt und in ihrem Wahn auch ihre Kinder ermordet. Wie ihr das gelungen war, war ein Rätsel geblieben.

Dichte Buchsbaumhecken erhoben sich hinter dem düsteren Gewässer und schützten die Blumengärten vor den Sturmwinden vom nahen Meer. Es war ein grüner Wall voller Leben. Ganz anders als die Rosenhecken des Pavillons, in deren Tiefe manchmal Schatten zu lauern schienen, die nicht vom Stand der Sonne erzeugt waren.

Alathaia trat durch einen Bogengang, der in die grüne Heckenwand geschnitten war, und betrachtete die Schneerosen, die sie sich aus Caradamon hatte bringen lassen. Sie waren nun dunkelrot wie die Rubinrosen des Pavillons. Das geschah mit jeder Rose, die nahe dem Rosenpavillon gepflanzt wurde. Alathaia wusste das seit Langem, doch dieses Mal nahm sie es als Erinnerung daran, dass auf diesem Land schon oft das Blut der Fürstinnen Langollions vergossen worden war.



TOTE LÜGEN NICHT

Nachdem Morwallon gestorben war, hatte niemand mehr Laurelin angerührt. Ausgerechnet die blinde Schamanin hatte dafür gesorgt. Er lag gefesselt auf dem kalten Boden der Höhle, und es kam ihm so vor, als seien Tage vergangen. Sie hatten ihm nichts zu essen und nichts zu trinken gegeben. Ihm war schwindelig, obwohl er hingestreckt dalag. Die Dunkelheit der Höhle schien sich in die Unendlichkeit zu erstrecken wie der nächtliche Himmel, nur dass über ihm keine Sterne standen.

Dann störten Schritte die stille Harmonie der Dunkelheit. Er vermochte sie zu unterscheiden. Das Schlurfen der Blinden. Die anderen Schritte, die sich dem Schlurfen unterordneten und stets bei ihm blieben, das war die Schamanin mit der Maske. Und dann war da der feste Schritt, zielstrebig und unerschütterlich. Das war der Herzog.

Laurelin war sich bewusst, dass nun seine Stunde gekommen war. Mit den Schritten kam kein Licht. Der Elf erinnerte sich, dass die Trolle einst in den tiefen Höhlen von Phylangan gelebt hatten. Vermochten sie besser im Dunkeln zu sehen?

Nun, die blinde Schamanin lebte immer im Dunkel. Es genügte, dass sie allein den Weg fand. Die beiden anderen brauchten ihr dann nur zu folgen.

Laurelin lag still. Vielleicht würden sie ja an ihm vorübergehen?

Es war so kalt in der Höhle, dass von Morwallon noch kein Verwesungsgeruch ausging.

Die Schritte kamen näher. Dann plötzlich verharrten sie. Sehr nah.

»Ich kann sein Herz schlagen hören.«

Die Blinde sprach Elfisch, damit auch er sie verstand.

»Hah! Seine Angst lässt sein Herz rasen.«

Laurelin verfluchte sich, aber er vermochte seine Furcht nicht zu beherrschen.

»Bam-bam, bam-bam«, ahmte die Blinde den Rhythmus seines Herzens nach. Ihr Schlurfen kam näher, bis sie ihm schließlich mit einem ihrer riesigen Füße in die Seite stieß. »Heute wirst du das Licht der Wahrheit sehen.« Ihre unzähligen Amulette klickten leise, als sie neben ihm in die Hocke ging. Derbe Finger tasteten über sein Gesicht.

Die Blinde murmelte leise vor sich hin. Es waren keine Worte, eher eine Abfolge gutturaler Laute. Aber ihnen wohnte eine dunkle Melodie inne. Eine Erinnerung an ein Grauen, das so alt war, dass es noch vor dem ersten gesprochenen Wort existierte.

Ein ziehender Schmerz peinigte Laurelin. Die Hand der Schamanin schien etwas aus seinem Innersten zu ziehen.

Eine Bö heulte durch das Labyrinth der Höhlen. Ein unnatürlich tiefer Ton wurde aus dem alten Fels geboren und vereinte sich in düsterer Harmonie mit der Stimme der Blinden.

Plötzlich war da Licht, ein schmaler Streifen nur. Es drang zwischen den rissigen Lippen Morwallons hervor. Dann troff es aus seinem Mundwinkel. Es verhielt sich wie Harz, das einen Kiefernstamm hinabbrann. Widernatürlich.

Ein herzerweichender Seufzer erfüllte die Höhle. Der Laut griff direkt nach Laurelins Herz und ließ ihn den ziehenden Schmerz vergessen.

»Hörst du mich?«, hauchte Skanga.

Laurelin wollte ihr antworten, doch es fühlte sich an, als sei sein Mund mit Sand gefüllt.

»Hörst du mich?« Die Stimme der Blinden klang jetzt drängend.

Immer noch troff Licht aus Morwallons Mundwinkel. Doch statt eine Pfütze neben seinem Kopf zu bilden, verlor es sich. Der bernsteinfarbene Schein genügte jedoch, um Laurelin die Maske von Skangas Gehilfin im Dunkel sehen zu lassen, ebenso wie die granitgraue Miene des Herzogs.

»Spürst du die Qual des letzten Augenblicks, als wir dir dein Leben abgepresst haben?«, fragte die Blinde.

Aus dem Seufzen wurde ein Wimmern, wie Morwallon es selbst im Todeskampf nicht von sich gegeben hatte.

»Du verharrst in den Qualen, die du bei deinem letzten Herzschlag empfunden hast, wenn du mir nicht gehorchst. Dein Fleisch beginnt bald zu verrotten, doch der Schmerz folgt dir selbst über den Tod hinaus. Erlöse dich davon. Erlaube mir, dich für immer ziehen zu lassen. Sag mir, wer euch geschickt hat!«

Die Augen des toten Jägers öffneten sich. Gleißendes Licht erfüllte die Höhle und tilgte jeden Schatten.

»Den Namen!«, forderte die Schamanin.

»N...« Grelles Licht brach nun auch zwischen Morwallons Lippen hervor. Laurelin hatte das Gefühl, es würde ihm die Augen aus dem Kopf brennen. Selbst als er die Lider schloss, umfing ihn kein Dunkel, sondern das Licht bekam lediglich einen roten Ton.

»Er kann nicht ...«, brach es aus Laurelin hervor.

»Den Namen!«, beharrte die Schamanin.

»N...«

Alles, was Laurelin über den Tod zu wissen geglaubt hatte, schien nun falsch. Er hätte Frieden bringen sollen. Eine Wiedergeburt, befreit vom Wissen um vergangene Leben, eine Seele, die von allen Maken gereinigt war, um erneut die Reise zu einem unbekanntem Ziel anzutreten, das sie, einmal erreicht, in den Frieden des Mondlichts führen würde.

Dass so etwas wie dies hier möglich war, widersprach allem, was die Welt erklärte.

Ein Wimmern hallte von den Höhlenwänden wider, das so gar nicht zu dem Morwallon passte, den er einmal gekannt hatte. Jenem kaltherzigen Jäger, der lieber gestorben war, als den Trollen nachzugeben.

»Den Namen!«, wiederholte die blinde Schamanin mit einer Ruhe, die ahnen ließ, dass sie dieses ungeheuerliche Ritual nicht zum ersten Mal durchführte.

»Nie...«, stammelte der tote Jäger.

»O doch, du wirst reden!«, blaffte der Trollherzog.

»Niemand!«, kreischte das Ding, das einmal Morwallon gewesen war.

Skanga gab einen zischenden Laut von sich, und völlige Finsternis umfing sie.

»Er lügt«, begehrte Fürst Orgrim auf.

»Nein.« Die Schamanin klang plötzlich sehr müde. »Birga, entfache das Feuer.«

»Das kann nicht sein!«, widersprach Orgrim. »Er ist der Halbbruder Fingayns, der die Nachtzinne und mit ihr mein Rudel an die Elfen ausgeliefert hat. Das kann kein Zufall sein!«

»Tote lügen nicht«, beharrte die blinde Schamanin, als die Glut im verloschenen Lagerfeuer durch ein Wort der Macht wiedererweckt wurde.

»Ich kann nicht ...« Der Fürst der Trolle klang nun eher verzweifelt als von seinen eigenen Worten überzeugt.

»Es tut mir leid um deinen Sohn«, sagte Laurelin leise. »Wir hatten wirklich nichts damit zu tun. Der Eber hat uns belauert, das ist die ganze Wahrheit. Wir haben ihn nicht geschickt. Ich töte keine Kinder.«

Der Trollfürst starrte ihn voller Hass an.

